

**Zeitschrift:** Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern  
**Herausgeber:** Historischer Verein des Kantons Bern  
**Band:** 28 (1925-1926)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Bern, Waadt und Aargau im Jahre 1814  
**Autor:** Witschi, Rudolf  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-370913>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 01.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Bern, Waadt und Aargau im Jahre 1814.

Von *Rudolf Witschi*.

---

## I.

Mit Gefühlen, die sich „eher empfinden als beschreiben lassen“, empfingen Schultheiss, Rät und Bürger der Stadt und Republik Bern am 23. Dezember 1813 die Gewalt aus den Händen der mediationsmässigen Regierung zurück, zur selben Stunde, als die erste österreichische Husarenschwadron die althehrwürdigen Gassen durchritt<sup>1)</sup>. Bern hatte damit als erster Ort den entschiedenen Schritt zu den Zuständen von 1798 getan. Fünf Tage später versicherte es Reinhard und den Abgeordneten der übrigen alten Orte auf das nachdrücklichste seiner Bundestreue, beauftragte aber zugleich seine Gesandten in Zürich, zu schauen, „ob auch bei den andern Ständen von seiten der alliirten Mächte die Rückkehr zur ehemaligen Verfassung insinuiert oder darauf angedrungen worden sei“<sup>2)</sup>. Es hatte zu dieser ängstlichen Umschau allerdings Grund genug; 15 sturmvolle Monate sollten lehren, auf welcher heilloser Weise Bern das Spielwerk fremder Zwecke gewesen war.

Um den Einmarsch der Alliirten nach seiner Weise vorzubereiten und an einer mächtigen Stelle die Schweiz dem französischen Einfluss zu entreissen, hatte Metternich diese Intrigue eingefädelt; die Lockspeise waren Waadt und Aargau, und der Graf von Senfft-Pilsach, unterstützt von einer allzu restaurationslüsternen extremen Partei, führte sie mit einer plumpen Hast und Gewaltsamkeit

---

<sup>1)</sup> Missivenb. V. 23. XII. 1813.

<sup>2)</sup> Ebenda, Instruktion an Fellenberg und Thormann.

durch, die der Schöpfungsfreudigkeit früherer Revolutionskommissäre zur Ehre gereicht hätte.

Aber erst nach äusserstem Sträuben der alten Regierung, die doch staatsmännische Köpfe wie v. Mülenen, v. Wattenwyl, Jenner, Fischer in ihren Reihen zählte, war dieser aristokratische Staatsstreich durchgedrückt worden<sup>3)</sup>. Die stille Hoffnung der „Freunde der guten Sache“, des Waldshuter Komitees im besonderen, Metternich werde den sächsischen Grafen aus dem Range eines Winkeldiplomaten in den eines ordentlichen Geschäftsträgers erhöhen, erfüllte sich nicht; auch der Allianztraktat Berns mit den drei Mächten, der die Schweiz in den Kampf gegen den verhassten Korsen hätte ziehen sollen, blieb ein leerer Traum<sup>4)</sup>. Wenn Bern aber doch so entschieden in alte Bahnen eingelenkt hatte, so war wohl dazu das entscheidende Motiv die Hoffnung auf Wiedererlangen von Waadt und Aargau, der beiden „schönsten Provinzen“ des alten Bern, an die man nach den bündigen Versicherungen der Metternichschen und Senfftschen Noten allerdings Grund genug hatte zu glauben.

Wenn wir heute, nach bald einem Jahrhundert demokratischer Ideenwelt, diesen Versuch als uneidgenössisch, als ultrareaktionäre und unwürdige Untertanenpolitik zu verurteilen bereit sind, so war er doch im Geiste jener Epoche, deren grosse Schlagwörter Legitimität und Restauration die Geister eben zu beherrschen anfangen, nichts so Aussergewöhnliches. Noch sollten Jahrzehnte vergehen, bis die Rechtsgleichheit, das Dauernde von den Segnungen der grossen Revolution, sich als bleibende Er-

<sup>3)</sup> Vgl. z. B. das Urteil v. Mülinens bei Verdeil-Gaullieur 235 ff.

<sup>4)</sup> v. Salis-Soglio an Wyss, 30. XII. 1813; Korresp. Salis, XIII. Das Entgegenkommen von Herrn Privatdozent Dr. Kurt Lessing gestattete mir, von seiner ausserordentlich interessanten Korrespondenz, die eine Zeitlang zu seiner Benützung im Bundesarchiv gelegen hat, Einsicht nehmen zu können. Herrn Dr. Lessing sei auch an dieser Stelle bester Dank dargebracht

rungenschaft allgemeine Geltung verschaffen konnte. Jetzt, nach einem Vierteljahrhundert betäubender Verwirrung und Kriegsschreckens, war es den Anhängern des Alten in der Schweiz wahrlich nicht zu verargen, wenn auch sie, von der „Panik der französischen Revolution“ erfaßt, Rückschau hielten nach der langen stillen Zeit vor dem französischen Ueberfall.<sup>5)</sup> Vor ihrem geistigen Auge stieg herauf die festgegründete Pracht des Regiments vergangener Jahrhunderte mit seinen sichern Formen und ehrwürdigen Traditionen, umstrahlt vom Glanze altväterlicher Fürsorge, und währte ihnen ein köstlicherer Besitz zu sein als die neuen „metaphysischen Theorien“ von Volkssouveränität und Demokratie. Mit Bern war jenes „gothische Gebäude“ zusammengestürzt. Wenn Rengger es mit dem Wort „Verfinsterungsbund“ abtat, so hielt man ihm entgegen, dass von der Fackel der Aufklärung die Brandstätten in Unterwalden schon einigen Begriff gegeben hätten. Noch sahen erst wenige, ein Bonstetten, Rengger, Stapfer, wie lebensnotwendig die Integrität aller Mediationskantone für das lockere Gefüge der Eidgenossenschaft war, dass sich gerade an den neuen Kantonen und ihren Protektoren die „volle Flut der Reaktion brechen musste“ und die Schweiz bewahrte, in ausgelebten Formen ein „Anhängsel Oesterreichs“ zu werden.<sup>6)</sup> Für die Anhänger des Alten war eben die helvetische Revolution eine Unterbrechung der Ordnung, und die Mediation ein durch fremde Gewalt aufgezwungenes Werk, und darin hatten sie gewiss recht; es konnte auch nicht verwundern, dass nach den trüben Erfahrungen mit dem helvetischen Schwätzerparlament und der Duckmäuserei vor Napoleon den selbstbewussten Vertretern des Legimitätsprinzips die neuen Kantone als auf Volksschmeichelei

<sup>5)</sup> Vgl. die Ausführungen in Ed. Fueter, Weltgesch. der letzten hundert Jahre, S. 19 ff.

<sup>6)</sup> Hilty, Pol. Jahrbuch 1887.

gegründete erschienen, als der letzte Tummelplatz des Jakobinismus, als Diener, die über die Sache des Herrn geboten.<sup>7)</sup> Mit dem Sturze des Gewaltigen und dem Einmarsch der Alliierten war die Unordnung gebrochen, die Gesetzlichkeit wieder hergestellt und der Zeitpunkt endlich gekommen, die „Beraubungen Berns von seinen schönsten rechtmässigen Provinzen“ wieder gutzumachen. „Es wäre zu hoffen“, schrieb damals Rudolf Fischer von Reichenbach, „dass man nicht nur gegen die französischen Armeen Krieg führt, sondern auch gegen ihre Parteilänger und Prinzipien.“ Der Oberst Gatschet, der Unbedingten einer, hätte am liebsten gleich gegen den Korsen losgeschlagen: „Das Blut kochet mir in den Adern, zu sehen, mit welcher Langsamkeit man zu Werke gehet.“<sup>8)</sup>

Und wenn nun noch Charaktere wie v. Wattenwyl, v. Mülinen, v. Fischer,<sup>9)</sup> Zeerleder, die aus ihrer Entrü-

<sup>7)</sup> Senfft-Pilsach schrieb noch am 4. Februar aus seinem „Exil“ in Konstanz an den Grafen von Salis: „Mais si le germe révolutionnaire reste dans ce pays-là, il trouvera toujours moyen de s'amalgamer pour le mal avec le Jacobinisme Vaudois-Aarauien — observez que je suis loin de vouloir dire Argovien — et ce n'est pas dans les Wattewils et Reinhardts qu'il rencontrera une barrière.“ Und dann der Stoßseufzer: „Toutefois me parait-il, que nous aurions mieux fait de mettre dès le commencement M. de Wattewille de notre côté, en ménageant son amour propre. Sed jam transeat.“ Korresp. v. Salis IX.

<sup>8)</sup> Fischer an Salis, 11. Januar 1814, und Gatschet an Salis, Korrespondenz v. Salis XIII.

<sup>9)</sup> Emanuel Friedrich v. Fischer, der spätere Schultheiss.

Ueber Niklaus Rudolf v. Wattenwyl s. Dieraner V, 194 f.; Fischer, Erinnerungen an R. N. v. Wattenwyl (1867) und Blösch in A. D. B. XLI, 250 bis 254.

Ueber Niklaus Friedr. v. Mülinen L. Wurstemberger in Geschichtsforscher IX (Bern 1837) v. Blösch in A. D. B. XXII, 783.

Ludwig Zeerleder (1772 bis 1840), Bankier, hatte sich nach 1748 ein grosses Verdienst um die Rettung eines Teils des bernischen Staatsschatzes erworben; von 1803 bis 1813 im Grossen und Kleinen Rat, und 1814 wieder in beide Behörden gewählt, quittierte er den Staatsdienst 1824. 1814 war er Mitabgeordneter v. Mülinens nach Basel, dann Ver-

stung über die Senfftsche Einleitung des Ganzen kein Hehl machten und bald genug erkannten, dass Metternich und sein Hof aus höheren Staatsrücksichten seinen guten Willen für Bern nicht ganz zeigen könne, das heisst Bern im Stiche liess, um es damit „auf Jahre hinaus der Verachtung aller Stände“ blosszugeben, sich doch keinen Augenblick besannen, ihre hervorragende Begabung in den Dienst einer halbverlorenen Sache zu stellen, so darf man annehmen, dass Gründe gewichtiger Art sie dazu bestimmten. Ein Gebietsverlust, wie Bern ihn, und Bern allein in solcher Schärfe, erlitten hatte, bedeutete im Zeitalter der „Kantonalität“, wo jeder Stand in Verwaltung und Finanzen völlig auf sich selbst gestellt war, allerdings viel. Es war nur die staatsmännische, nicht individuelle, Pflicht der Regenten, mit allen Kräften die Wiedervereinigung anzustreben. Diese Tendenz entstammte im ganzen keinesfalls einem kleinlichen Privatinteresse oder gar aristokratischen Machtgelüsten; in den Kreisen dieser alt ehrwürdigen Aristokratie lebte noch immer in voller Kraft das Bewusstsein von der ehemaligen Grösse Berns, von der obersten Regentenpflicht, für das Wohl des Staates und der Untertanen zu sorgen, deren gewissenhafte Erfüllung durch so manches Jahrhundert hindurch das Ruhmesblatt ihrer Geschichte bleibt. Dass daneben eine sehr reale Politik durch Wiedergewinn der reichen Landvogteistellen der drohenden Verarmung des herrschenden Standes steuern wollte, war sehr natürlich. Die Patrizier verwalteten eben den Staat umsonst. Ihr Klassenbewusstsein war auch von dem Regiment Herzogs oder der späte-

---

treter Berns in Wien, wo er auch für die Wünsche von Zug und Uri wirkte. Ein durch Wohltätigkeit bekannter Menschenfreund, dem aber in späteren Jahren Politik und eigene Schwere des Charakters das Leben verbitterte.

Ueber Fischer s. Fr. v. Fischer, Lebensnachrichten über E. F. v. Fischer (Bern 1874) und A. D. B. XLI, 250.

ren Majorité compacte der Waadt nicht so grundverschieden. Zürich, Luzern, Freiburg, hatten ihre Teile behalten dürfen; warum sollte nur Bern die Folgen jakobinischen Hasses tragen? Solothurn hätte sich schon im Dezember 1813 bei einer Teilung nicht geziert<sup>10)</sup>. Die Haltung von Schwyz, Zug, Uri in dieser kritischen Zeit war nicht besser, auch Zürich schielte stets nach Baden, da war denn doch die bernische Politik von grösserer Offenheit und Konsequenz, wie ja „Duplicität“ von jeher dem bernischen Charakter nicht anstand.

Ebenso offen liessen sich in den bedrohten Kantonen die Gegner hören. Wenn auch nur ein Rengger so tief in das Werden geschichtlicher Bildungen sah und es aussprach, dass man das Rad der Geschichte doch nicht einfach zurückdrehen könne, ohne mit dem Zustand der fortgeschrittenen Kultur nicht im Widerspruch zu sein, so glaubten sie doch alle, das lebendige Recht der Entwicklung für sich zu haben, glaubten zu wissen, warum „die Ströme Blutes geflossen und ganze Weltteile erschüttert worden“. „Dass wir eine gute Sache haben“, rief der mutige Kämpfer aus, „wird uns hier (auf dem Wiener Kongress) noch mehr als der Schutz irgendeiner Macht helfen.“ Diese Ideenwelt hatte mit der Tradition nichts gemein; zwischen ihnen gähnte dieselbe unüberbrückbare Kluft, die dreissig Jahre später noch einmal endgültig die Geister schied.

Eine neue Generation war hier in Sturm und Stille der Helvetik und Mediation gross geworden; es war die waffentragende Jugend, die von Bern nichts mehr wissen wollte. Für die mochte wohl das Vorgehen der Aristokraten, der „Wattenwylokratie“ — und welche Flut von Ver-

<sup>10)</sup> Schultheiss Aregger am 17. Dezember an Salis: „En posant pour principe que ce qui a appartenu au Canton de Berne retourne à ses anciens maîtres, ne pourrait-on pas affecter le Reste au Centre, on du moins faire un partage égal, s'il faut du partage.“ Korresp. Salis, XIII.

leumdungen war nicht seit 1798 durch die Revolutionspamphlete auf deren Häupter niedergeprasselt — im trüben Licht eines blossen „Plätzli- und Bätzlikriegs“ erscheinen <sup>11)</sup> Für sie war Haller mit seinem frommen Neujahrswunsch von der „ungekünstelten natürlichen Ordnung der Dinge“ der Wolf mit dem Hirtenstabe. Elf Jahre Mediation hatten bewiesen, dass die neuen Kantone in administrativer und geistiger Hinsicht wohl sich an der Seite der alten sehen lassen durften. Die Volkskraft der Waadt ruhte auf einem festen, wohlhabenden Bauernstand; in militärischer Hinsicht war sie den alten gewachsen. <sup>12)</sup> Der Aargau war im Begriff, einen glänzenden wirtschaftlichen Aufschwung zu nehmen. Mit überzeugender Beredsamkeit verkündete Rengger sein Lob. <sup>13)</sup> „Man nenne uns, wir wollen nicht sagen zehn, sondern hundert Jahre der Bernerischen Verwaltung, wo so viele nützliche und wohltätige Anstalten wären errichtet worden.“ Das alte Helvetikerideal von der Herrschaft der Bildung und des Verstandes schien hier der Vollendung entgegenzuwachsen. Die rege Geisteskultur liess die Unterlassungssünden des revolutionären Regiments in grellem Licht erscheinen. In diesen Tagen erfüllte sich der Fluch, der auf der Aristokratie, die sich wohl um wirtschaftliches Gedeihen, nicht aber um das geistige Wohl ihrer Untertanen gekümmert, gelastet hatte. Rengger, Stapfer und andere wurden nicht müde, darauf hinzuweisen. Dann hatte Bern doch den Aargau 1798, unter dem Drucke der Lage, förmlich aus seinem Untertanenverhältnis entlassen. <sup>14)</sup> Es hatte darauf in der Mediation auf dem Fusse der Gleichberechtigung an der Tagsatzung

<sup>11)</sup> Schweizerbote 39.

<sup>12)</sup> „Der Anblick des Landes ist die herrlichste Lobrede der verdrängten Herrschaft.“ Joh. v. Müller, Gesch. d. Schweiz III.<sup>1</sup>

<sup>13)</sup> „Ueber den Schweizerischen Bundesverein“ S. 26 ff.

<sup>14)</sup> So fasste man dort den Beschluss vom 3. Februar 1798, binnen Jahresfrist eine verbesserte Staatsverfassung zu entwerfen, auf.

und von Staatsrat zu Staatsrat mit ihm und der Waadt verkehrt. Es war eine schwierige und gefährliche Aufgabe, die die Berner Regierung durchzuführen hatte!

Aber sie war doch nicht ganz aussichtslos. Noch durfte Bern sich auf die zuverlässige Anhänglichkeit eines grossen Teils der Bewohner berufen. Im A a r g a u fielen vier Jahrhunderte gemeinsamer Sprache, Sitte und Religion schwer ins Gewicht. Eine beachtenswerte, sachlich gehaltene Zusammenstellung eines bernfreundlichen Aargauers stellte gegenüber dem Schweizerboten Zschokkes, der diesen Teil als missvergnügte Alt-Untervögte, Vergeldstagte und Heuchler darzustellen suchte, drei Klassen von Bürgern auf: eine Menge achtbarer, zum Teil an der Spitze bedeutender Geschäfte stehender Männer, die zwar von einer Wiedervereinigung mit Bern nicht sprachen, die aber lebendige Zeugen seien des nur durch usurpatorische Uebermacht verlorenen Wohlstandes; ferner die Parteilosen, die grosse Masse, die sich des früher Genossenen erfreuten und das seitherige Gute zu schätzen wüssten und ruhig und im Stillen abwarteten, was da kommen würde, und endlich die „decidierten“ Anhänger des neuen Kantons, vornehmlich Jüngere.<sup>15)</sup> Die indifferente Masse — Stapfer liebte es, sie von der Höhe seines helvetischen Bildungsideals herab gern als „Janhagel“ zu betiteln — konnte unter Umständen sehr ins Gewicht fallen; daraus erklärt sich auch die auffallende Angst der aargauischen Staatsmänner vor einer Volksabstimmung. Stapfer sah in dieser Sympathienfrage geradezu das Kriterium für das Leben seiner Schöpfung — ein Zeugnis seiner politischen und menschlichen Gerechtigkeit.<sup>16)</sup>

<sup>15)</sup> Vielleicht v. Stadtschreiber Meyenberg v. Bremgarten; er erhielt im April 1814 für seine Broschüre „Ueber die Wiederherstellung der Schweiz“ von Geh. Rate ein Geschenk von 16 Dublonen. Das Obenstehende aus den „Gemeinnützigen Schweiz. Nachrichten“ 131, Beilage.

<sup>16)</sup> Luginbühl, Stapfer, S. 465: „Sollte aber die Mehrheit der Einwohner für eine Wiedervereinigung mit Bern Weisung haben oder die

Ein Sorgenkind der neuen Regierung war vor allem der Grenzbezirk Zofingen; er schien ganz von einer „atmosphère bernoise“ durchsetzt. Auch in den Landstädtchen regten sich im Verborgenen die Sympathien für Alt-Bern.<sup>17)</sup> Schlimm war, dass selbst den Regierungsrat der Zwiespalt trennte. Der Professor Schnell nannte seine Mitglieder in seiner kernigen Ausdrucksweise wilde Tröpfe mit grossen Mäulern und wenig Mut.<sup>18)</sup> „Zweideutig zeigten sich Suter, Reding, Friedrich, Wyssenbach, Hünerwadel, letzterer bestimmt schon eine Creatur von Bern, die übrigen mehr oder minder leicht zu gewinnen“<sup>19)</sup> Suter von Zofingen, nach der etwas gehässigen Charakterisierung von Stapfer und Feer, durch Verwandtschaft, Furcht und Kleinheit Bern verbunden, Wyssenbach, antiliberaler Katholik und Diener der Aristokratie, Friedrich, ein Parteigänger Oesterreichs und Erfolgsanbeter, dann Hünerwadel von Lenzburg, den Bernern verschuldet, und Reding von Schwyz, „dessen Vater vergeldstagt und er für ihn in Caution ist“.

Standhaft blieben in der Krisis „im Grund nur die

---

Regierung nicht Kraft und Klugheit genug besitzen, um der wahren Volksmeinung entgegenstehende Intriguen zu vereiteln, so können die bestmögksten, dem Kanton günstigsten Instruktionen der Minister nicht aushelfen. Dahin zu wirken suchen, dass durch einen Machtspruch aufrechterhalten werde, was sich so leicht durch festen Willen selbst behaupten könnte, das erlaubt mir mein Gewissen so wenig als mein Ehrgefühl.“ Vgl. auch Wydler, Rengger II, 179.

<sup>17)</sup> „In Aarburg haben sie neulich einen Bären aufgesteckt, weil die Aargauer Regierung die Aargauer Truppen, welche in Aarburg die Bataillonsschule machen sollen, bei den Bürgern einquartierte. Von hier hatte niemand die Hand im Spiel.“ Schnell an Stapfer, 18. Oktober 1813. Berner Taschenbuch 1906, Seite 158.

<sup>18)</sup> Berner Taschenbuch 1906, S. 175.

<sup>19)</sup> Feer an Stapfer, 13. April 1814. Luginbühl, der Kt. Aargau 1814. Vgl. Quellen XII, 134 f., 138, 132. Hünerwadel hatte sich 1802 mit Müllern in Paris für die Wiedervereinigung bemüht. Tillier, Gesch. der Schw. Rep. III, 375.

Männer von Kopf und Herz, die, obschon in Minorität, den andern bald Mut einflössten. Diese waren Zimmermann, Herzog, Lüscher, Fezer“, und Feer. Die Vorhergenannten müssen zu Zeiten von den Legitimitätsskrupeln der Restauration ziemlich stark angehaucht gewesen sein; Suter sei durch die Anhänglichkeit der Urkantone an die Interessen Berns ganz aus dem Geleise geworfen worden, spottete Stapfer. „Indessen verschrien sie die wahren Cantonsmänner, besonders Zimmermann und Herzog, als Jakobiner, als Robespierre und Anhänger der Franzosen.“ Dass ihnen indes bernische Bestechungsgelder den moralischen Halt gegeben hätten, ist weder bei der solche Winkelzüge verschmähenden bernischen Politik glaubhaft, noch finden sich in den Staatsrechnungen irgendwelche Belege dafür. Es waren ja auch nur die Unbedeutenderen des Rats; der, bei dem es sich gelohnt hätte, Herzog, hatte mit dem sichern Blick des Emporkömmlings die Wahl bereits getroffen.<sup>20)</sup> Er wollte im Aargau lieber die erste Rolle spielen als in Bern den homo novus. Mit den Gefügigeren scheint Bern um so eifriger fortgesetzte vertrauliche Besprechungen unterhalten zu haben. Noch im August 1814 glaubte man im Aargau die „Berner“ in grosser Anzahl zu haben; sogar im Februar 1815 schrieb der die Grenze beobachtende Oberst Stettler, vielleicht allzu optimistisch, seinen Obern: „Viele Soldaten auch waren entschlossen, sich an uns zu schliessen.“

Aber ein böses Verhängnis wollte, dass das Patriziat als Gesamtheit die Torheiten extremer Hitzköpfe zu büssen hatte. In den bewegten Tagen vor der Jahreswende 1813/14 hatten wilde Gerüchte von Umtrieben der Waldshuter und ihrer Genossen die Gemüter in Angst und Aufregung versetzt. Und als nun die Ereignisse sich über-

---

<sup>20)</sup> „Homme capable, mais qui sûrement tirerait son épingle du jeu, s'il ne croyait pas sa conduite populaire dans son canton.“ (Stapfer) Haller, Herzog v. Effingen, 64; vgl. auch S. 6.

stürzten und die Marschsäulen der alliierten Heere sich vom Rhein zum Genfersee wälzten, Mangel und Seuchen im Gefolge, als das Geschrei von Verrat, Angst und Wut sich verbreitete: wie hätte da der gemeine Mann klar sehen sollen! Er schob den Neutralitätsbruch der Berner Regierung in die Schuhe. Der Bauer, der unter der Last der Einquartierung seufzte, glaubte sie den Oligarchen von Bern verdanken zu müssen. Die Anhänger des neuen Systems waren klug genug, mit geschäftigem Eifer diesen Glauben warm zu halten. Es sei unbegreiflich, wunderte sich ein den Aargau durchreisender Spitzel der Waldhuter, welch schlechte Stimmung die Landschaften an der grossen Strasse an den Tag legten, so hätte man kaum die Franzosen verwünscht. Selbst der Bernbauer, von der Hauptstadt bis Kirchberg, schrieb die zahlreichen, von den Truppen verübten Exzesse seinen gnädigen Herrn zu. Der Solothurner gar schwur, die Stadt nach dem Abzug der fremden Heere in einen Aschenhaufen zu verwandeln.<sup>21)</sup> So lässt sich leicht denken, dass der anfangs indifferente Grossteil der Bevölkerung mit der Zeit immer mehr von Gleichgültigkeit zur Feindschaft überging. Der arge Missgriff Berns mit seiner Proklamation vom 24. Dezember 1813 und die im Lauf der Monate unheimlich anschwellende Broschürenflut trugen das ihrige dazu bei. Das feste Auftreten der aargauischen Regierung in den entscheidenden Tagen des Januar 1814 verfehlte auch nicht, die Schwankenden von bernfreundlicher Propaganda abzuhalten; die Kunde von Verhaftungen bewirkte z. B. in Muri eine wahre Panik.<sup>22)</sup>

<sup>21)</sup> Aus einem Rapport von Capt. Mayenfisch an Salis v. 27. XII. 1813; Korresp. Salis III.

<sup>22)</sup> S. v. Bericht v. Mayenfisch. Der Altschultheiss Frey v. Brugg wurde Anfang 1814 wegen Verteilung einer Schwarzenbergischen Proklamation ins Gefängnis gesteckt. Haller, S. 6. Ueber einen Sohn Freys, einen ehemaligen Rovereaner, s. Felix Burckhardt, die Schweiz. Emigration, S. 409.

In der *W a a d t* trifft man schon im Juni 1813 auf bernische Restaurationsversuche. Hier aber gähnte die Kluft der Revolution; sie war nicht mehr zu überbrücken. Die Anhänglichkeit an das väterliche Regiment Ihrer Excellenzen, durch drei Jahrhunderte friedlichen Aufblühens grossgezogen, war durch den Hass der Revolutionäre allzusehr ins Gegenteil verkehrt worden. Finanznöte und Entzweiung der Regierenden selbst wären der Wiedervereinigung günstig gewesen. Aber die politischen Errungenschaften der sprach- und stammverwandten grossen Nachbarnation waren doch so tief ins Volksbewusstsein gedrungen, dass der Gedanke an eine patrizische Herrschaft unerträglich war. Auch hier rächten sich alte Unterlassungssünden. Es fehlte nicht an Versuchen, den Adel gegen die Volksmänner auszuspielen. Doch woher sollte dieser so plötzlich die Dankbarkeit gegen Bern hernehmen? Als der Graf Salis im Dezember 1813 auch seine Kreise abzutasten versuchte, gab ihm Henri de Mestral die nur zu wahre Antwort: „... Et sous Berne notre nullité politique était de droit aussi complete qu'elle l'est de fait sous le régime actuel.“ Er fährt dann fort: „Depuis 1802 j'ai en lieu de me convaincre que tous les habitants du Canton de Vaud sans exception se sont attachés à l'idée de leur indépendance. On ne retrouve plus dans Berne moderne ce qui dans l'ancienne Berne commandait la confiance et le respect, ce n'est plus la même génération, ce ne sont plus les mêmes moyens protecteurs, on se souvient qu'on fut abandonné à 1798. Enfin l'on sait le prix d'une liberté raisonnable. C'est ainsi que seize longues années ont rompu les liens de trois siècles.“<sup>23)</sup>

<sup>23)</sup> 20. Dezember 1813. Korresp. v. Salis XIII. Ebenso liessen sich *R o v é r é a* und *A. d. Mestral-St. Saphorin* vernehmen. *Rovéréa* (über ihn *Felix Burckhardt*, die Schweiz. Emigration 1748 bis 1801, S. 24 ff.) verwandte sich bei seinem alten Waffenkameraden *Bubna* für die Selbständigkeit seines Heimatkantons. Vgl. auch *Verdeil-Gaullieur*, *Histoire du Canton de Vaud* IV.

## II.

Die Stellung Berns, seine eigentlichen Traditionen und Maximen, wiesen, nach einem Wort Fischers, auf den durch Abschaffung der Mediationsakte geöffneten Weg des freundlichen Entgegentretens, des Anbahnens eines Einverständnisses. Die brutale Proklamation vom 24. Dezember 1813 aber, diese unbegreifliche Torheit der Extremen vom Schlage Hallers, versperrte ihn gründlich. So sehr konnte langersehnter Machtrausch fünfzehn Jahre übersehen, dass einfach allen Behörden im dermaligen Kanton Bern und in den „abgerissenen“ Teilen desselben, Waadt und Aargau, zugemutet wurde, ihren Kassenbestand, mit authentischen Belegen unterstützt, festzusetzen und zur Verfügung der Herren zu halten, desgleichen alle Militärvorräte an Waffen und Pulver versiegelt und unverändert zu lassen. Weder das Versprechen unbestimmter Freiheiten noch gar die Versicherung, bisherige „Verirrungen“ väterlich zu übersehen, nach der Weise der in Gott ruhenden Regimentsvorfahren, konnten die Erbitterung beschwichtigen, die alle Schichten der Bevölkerung durchzuckte. Dieser verblendete Erlass, der nach Metternichs Urteil eher dem Schrei eines Raubvogels glich als der Stimme einer Mutter, die ihre verlorenen Kinder wieder zu sich lockt, trug nicht einmal Sorge, das Wort „Untertanen“ zu vermeiden.

Wohl erfolgte in den ersten Tagen des Januar in Bern der Umschwung. Bei der endgültigen Wahl von Rat und Regierung siegten die Gemässigten von der Partei Wattenwyls. Zwar bei den Wahlen zum Grossen Rat schlüpfte noch mancher „Freund des Vaterlandes“ hinein, weil man, wie Haller spöttelte, das Holz nehmen müsse wo es wachse.<sup>24)</sup> Allein die Extrem-Konservativen waren ver-

<sup>24)</sup> Der prinzipientreue Professor Schnell schlug seinerseits die Wahl aus: „Ich war auch einer von den 43 Heiligen (d. h. Landdeputierten), die man zu Hechten machen wollte, habe aber auf alle Ehre dieser

fehmt; auf ihnen lastete, ob verdient oder unverdient, der Fluch des Landesverrats. „Der Hass gegen meine Person geht soweit, dass meine Cameraden mit verfolgt werden“, klagte der aus dem Waldshuter Komitee sattem bekannte Oberst Gatschet. „Man beschuldigt mich hier, die fremden Truppen ins Land gerufen zu haben.“ So wenig ward er des Erfolges seiner unseligen Umtriebe froh, dass er nach englischen Diensten Umschau hielt.<sup>25)</sup>

Die „Unbedingten“ machten freilich noch oft der Regierung das Leben sauer. Mit heimlicher Freude gab man daher dem Restaurator Haller, ihrem geistigen Vater, bei Gelegenheit einen Denkkzettel. Schon dass seine Neujahrsrede mit dem Aufdruck „Obrigkeitlich“ an die Oberämter verschickt worden war, hatte das höchste Missfallen erregt. Als er nun im Herbst 1814 auf einer „Lustreise“ die Innerscheiz gegen die Bundesakte zu verhetzen suchte, gerade während Bern zu ihrer Ratifikation sich anschickte, erhielt er Hausarrest, der in Zürich wirklich

---

Welt feierlich Verzicht getan.“ Sie waren ihm sämtlich Kreaturen Berns, 43 Würmer, welche an dem Leichnam der Rät und Bürger herumkrochen. Berner Taschenbuch 1906, 167, 169.

<sup>25)</sup> Aus Briefen von Haller und Gatschet an Salis. Bd. XIII. Böse Wahlumtriebe enthüllt, wenn wir ihnen Glauben schenken dürfen, Gatschet. Man machte ihm den Vorschlag, seine Wahl zu stützen, wenn er bei der des Schultheissen seine Stimme Wattenwyl gäbe. Er wies die Zumutung ab. Seinem Bruder wurde sogar die Ernennung zum Wahlmann in Aussicht gestellt, wenn er Gatschet opferte.

Interessant dürfte auch ein Urteil Hallers über seinen Antipoden Wattenwyl sein: „homme qui malgré des talents médiocres et un ferme tact politique exerce un ascendant prodigieux par son apparat de probité et sa décence privée. La superstition s'est mise dans les têtes que la République ne pourrait se passer de lui. C'est lui aussi qui par sa simple proposition a fait nommer M. de Mulinen et Zeerleder pour Députés au quartier général (Basel). Je crois le dernier meilleur que le premier.“ Am 9. Januar sei die Ernennung der 20 Wahlmänner, die den Rat der 200 zu ergänzen hatten, gewesen. Mit Ausnahme von 3 oder 4 hätte der Plan Wattenwyls gesiegt.

einen guten Eindruck hinterliess. Es gelang freilich Bern damit nicht, den bemühenden Eindruck seiner Torheiten vom Dezember zu verwischen; sie rückten vielmehr seine ganze diplomatische und militärische Haltung im Laufe des Sturmjahres 1814/15 in ein schiefes Licht, und die Gegner sorgten gern, dass der Schatten reichlich fiel.

Sie hatten ihn freilich selbst nötig. Den Vorwurf, dass Bern Lust zeigte, seine Ansprüche mit Waffengewalt durchzusetzen, durfte die Gegenpartei selber einstecken. Es läge das so wenig in den Absichten seiner Regierung, versicherte es dem österreichischen Gesandten von Schraut, dass es nie geschehen würde. Wie ehrlich das gemeint war, beweist die ganze Geschichte jener Jahre. „Was das Vorhaben des Volkes im Aargau zur Vereinigung mit Bern betrifft,“ schrieb es dem sanguinischen Oberamtman v. Lerber in Aarwangen, „so empfehlen wir euch, Aufsicht zu halten, dass hierseits alles ruhig und ohne Teilnahme an jenen allfälligen, wirklich noch vor-eiligen Bewegungen verbleibe und keinerlei Massregeln ergriffen werden, wodurch Bern compromittiert werden könnte, denn eine solche Vereinigung wird hierseits nie durch gewaltsame Mittel versucht werden.“<sup>26)</sup> Ebenso eindringlich wurden die berntreuen Zofinger selbst im November vermahnt, mit Behutsamkeit alles zu meiden, was zu einem Ausbruch von Unruhen ihrerseits Anlass geben könnte und mit Gelassenheit und Geduld den Ent-scheid der Diplomaten abzuwarten. Es war das die Ant-wort auf eine Anfrage, ob die Gutgesinnten, wenn sie zu ihrer eigenen Sicherstellung zu den Waffen greifen müss-ten, auf bernische Unterstützung zählen könnten. Oberst Stettler, der zur Beobachtung der Grenze sich in Aar-wangen aufhielt, war dafür eingetreten, 200 Gewehre dort bereitzuhalten. Statt dessen wurden die Leute des Amtes ernstlich ermahnt, sich aller feindseligen Handlungen ge-

<sup>26)</sup> Man. III, 21. November.

gen den Aargau zu enthalten. Ein Sendling des allzu eifrigen Oberamtmanns zu Thun, der in Zofingen bernische Proklamationen vertrieb, wurde schroff angefahren. Dem Pfarrer von Wynau, der zum Teil selbstverfasste Pamphlete in den benachbarten Aargau warf, bedeutete man, er solle sich nicht hineinmischen in das, was nicht seines Amtes, um die Gährung nicht noch zu vermehren.<sup>27)</sup> Das geschmähte Patriziat verurteilte solche Kniffe. So mussten sich denn die Anhänger Berns im Aargau darauf beschränken, des Nachts den Bären an Kirchentüren zu heften und den vorbeireisenden Gesandtschaften Ovationen darzubringen.<sup>28)</sup>

Die einfache Ueberlegung, was denn die Stadt im Falle eines Waffengangs zu gewinnen hatte, zeigt die ganze Haltlosigkeit der immer wiederholten Reden vom Angriffsgeist der bernischen Politik. Dass Bern isoliert war, verhehlte sich doch niemand. Seine „Herren Alliierten“, wie der russische Gesandte Capo d'Istria Freiburg und Solothurn bspöttelte, hatte man seinerzeit mit einem frohen Gefühl des Aufatmens begrüsst, auch die landesväterliche Proklamation der neuen Luzerner Regierung mit „Rührung und aufrichtiger Teilnahme“ gelesen. Aber obwohl Rüttimann nun plötzlich die aargauischen Jakobiner nach Herzenslust hasste, war er doch ein viel zu vorsichtiger Opportunitätspolitiker, als dass er es gewagt hätte, sich rückhaltlos dem bernischen Patriziat anzuschliessen; nach der Drohnote Capo d'Istrias, die die Luzerner Konferenz Ende März sprengte, war ihm der Schreck allzu tief in die Glieder gefahren. Die Urkantone vermochten nicht über ihre Privatinteressen hinauszusehen. Von der Festigkeit der Berner Regierung war hier blutwenig zu spüren. „Wer will die furchtsamen Hasen halten, die einmal laufen wollen“, klagte wohl von Stürler

<sup>27)</sup> Man. I, 26. Januar. Hodler, Gesch. des Bernervolkes II, 251.

<sup>28)</sup> Haller, Herzog von Effingen, 67.

aus Zürich. Die Hilfe von Freiburg und Solothurn aber war von zweifelhafter Güte. Die Lage des Freiburger Patriziats war äusserst gefährdet, seine militärischen Kräfte gering. Die Stadt konnte höchstens als Vorposten für den Nachrichtendienst und als Rückendeckung gegen die Waadt von Nutzen sein. Noch schlimmer stand es um Solothurn, dessen neues Regiment selbst Bern zu aristokratisch vorkommen wollte. Fischer ahnte die Folgen: „In Solothurn fühlt man das Fehlerhafte einer kleinstädtischen Zunftverfassung, welche gewiss ein wenig vor-schnell wieder eingeführt wurde und welche als Landesregierung die allerbedeutendsten Nachteile hat... Für uns ist es äusserst wichtig, dass unsere beiden Mitstände sich so konstituieren, dass Sicherheit, Ruhe und Festigkeit in ihrem Gang und Haltung möglich werden... Es steht jedoch zu bezweifeln, ob bei der bekannten Stimmung des Regierungspersonals von Solothurn daselbst freiwillig diejenigen Aenderungen oder Einrichtungen so getroffen werden, dass alle fremde Einmischung vermieden werden könne.“ Eine tiefe Erbitterung hatte sich dort des entrechteten Landvolks bemächtigt. Mehrfache Verfassungsänderungen vermochten die Gährung im Bucheggberg, Olten und dem Amte Lebern nicht zu beschwichtigen. Dass im August von durchreisenden Abgeordneten aus Zürich die von der fremden Diplomatie gutgeheissene und besiegelte Verfassung den Bauern triumphierend vorgezeigt wurde, half wenig und forderte höchstens den Spott eines Berner Aristokraten heraus.<sup>29)</sup> Dieses innerlich verfaulte Vetterliregiment erniedrigte sich zu servilen Bitten um Ueberlassung der bernischen Standeskompanie für eine Woche, für ein paar Tage. Nur mit ihrer Hilfe konnte es

<sup>29)</sup> Fischer im Gesandtschaftsbericht aus Zürich, Nr. 9, vom 28. IV. Der Oberst May von Aarwangen spottete am 17. August: „Voilà des enragés digne à la hauteur de leur mission j'espère.“ Akten des Geh. Rats 33.

sich halten. Dafür richtete sich die stille Wut des Volkes auf Bern und zeigte in gelegentlichen Ausbrüchen, wie sehr diese Ursache hatte, vor dem Vulkan an seinen Grenzen zu zittern. Und von einer kompromittierenden Allianz wollte der Aargauer Feer glauben machen, dass Bern sie durch Erlass von 70,000 £ Schulden zustande gebracht! <sup>30)</sup>

Als direkte Gegner hätte Bern bei gewalttätigem Vorgehen die Kantone der „Neuen Schweiz“ gefunden, zu Waadt und Aargau noch St. Gallen, Thurgau, Tessin, aber auch Basel, Schaffhausen, Appenzell, und vor allem Zürich.

Zu dem Gegensatz, in den Zürich mit Bern in den letzten Tagen 1813 durch seine Einberufung der eidgenössischen Versammlung und die darin enthaltene Anerkennung der Integrität der neuen Kantone geraten war, und der sich naturgemäss durch die sabotierende Haltung Berns und seiner Mitläufer verschärfen musste, kam noch der einer alten Rivalität der beiden Städte um eine Art Führung der eidgenössischen Angelegenheiten. Reinhard, der sie schnell entschlossen in dieser „seltsamen Periode bundesrechtlicher Anarchie“ ergriffen hatte und Bern nun beschuldigte, Zürich im Bundesprojekt um seine er-

---

<sup>30)</sup> Luginbühl, der Kanton Aargau in den Jahren 1814 und 1815, S. 104. Am 19. November, eine Woche nach dem zweiten Solothurner Putsch, wurde ein bernischer Soldat, Träger eines obrigkeitlichen Schreibens, von drei Männern aus dem Bucheggberg überfallen. Akten des Geh. Rates, Bd. 23. May schreibt unterm 10. August von Aarwangen: „Im Solothurnischen, wie E. Gn. von allen Seiten her vernehmen werden, sieht es wirklich sehr unruhig aus, die Unzufriedenheit und die Geringschätzung ihrer in der Tat sehr schwachen Regierung scheint auf dem Lande selbst bei sonst Gutgesinnten allgemein überhand zu nehmen, besonders aber, wie ich höre, im Oberamt Läberen und die Gegend von Balsthal, Mümliswyl-Olten.“ Wie die zu Oberndorf bei Solothurn gefallenen Aeusserungen von Bauern bewiesen, sei man allgemein „gegen Bern sehr erbost, weil dessen Truppen noch allein den Sturz der Regierung hinderten, welches allerdings wahrzunehmen.“

sehnte Vorortstellung bringen zu wollen, setzte mit dem Neid des Kleinern in stiller Minierarbeit bei Schweizern und Fremden alles daran, Berns Politik zu verketzern und jeden Landgewinn zu hintertreiben. Willig liess er sich dazu vom Geist der neuen Zeit inspirieren.<sup>31)</sup>

Bern hatte also bei einer Ueberrumpelung des Aargaus viel aufs Spiel zu setzen. Seine Staatsmänner hatten diesen Fall erwogen: Nach einer Konferenz mit Schraut, der in einer letzten Eröffnung noch einmal betonte, es sei eine Torheit, das Unmögliche zu wollen, unterbreiteten Mülinen und Stürler dem Geheimen Rate folgende Vorschläge:

Im Falle einer bernischen Offensive seien

1. Die Archive, Vorräte und Regierung ins Oberland zu verlegen.

2. Die Regierung in die Hände von drei, höchstens fünf Personen mit diktatorischer Gewalt zu legen. (1798!)

3. Bern einzig zu einem Waffenplatz zu machen.

4. Von Wallis, Zug, Freiburg und Solothurn, und wo immer möglich, Diversionen einzuleiten.

5. Proklamationen zur Volksbelehrung in und ausser dem Kanton zu verbreiten.

6. Den katholischen Aargau zur Losreissung zu ermuntern und

7. endlich die Stadtbürgerschaft allen Ausziehenden zu vergeben.

---

<sup>31)</sup> Akten des Geh. Rats I, 15. Die bernischen Gesandtschaftsberichte in Band 23. Ficher schreibt z. B. nach dem ersten Solothurner Aufstand: Wenn man die Bewaffnung des Aargaus und die Entrüstung Reinhards über die bernische Intervention zusammenhalte, so „schwinde beinahe der letzte Zweifel einer bundbrüchigen schändlichen Anstiftung.“ Es lief damals bereits das Gerücht um, Berner und Zürcher schlugen aufeinander los (25. Bericht). Heftig beklagt sich Stürler, dass man Bern als Seele der franz. Partei verschreie und Zürich dies nach Kräften unterstütze. Schon Usteri hatte in diesem Sinn eine Flugschrift verfasst während des Basler Monarchenaufenthaltes. Oechsli 110.

Aber man verhehlte sich auch nicht die Aussichtslosigkeit eines derartigen Vorgehens. „Es scheint, wir sollen und müssen das Opfer einer uns fremden Convenienz sein... Können wir uns dagegen auflehnen oder erfordert eine weniger edle, aber vielleicht geschicktere Politik, einem Drang nachzugeben, gegen welchen nach aller menschlichen Wahrscheinlichkeit jeder auch noch so entschlossene Widerstand fruchtlos sein müsste?“<sup>32)</sup>

Das war es eben. Die Abhängigkeit vom Ausland und dessen diplomatischer Hexenküche unterdrückte von vornherein jede Regung eigener Politik.

Es bedurfte deshalb auch gar nicht dieser in Resignation ausklingenden Ermahnung. Bern war entschlossen, das Schwert ruhen zu lassen. Als es Solothurn im August 1814 die erbetene Waffenhilfe ausschlug, mit Rücksicht auf die Spannung in Zürich, fügte es hinzu: „Soviel Gründe Bern auch zu Beschwerden hat, so soll ihm doch der Ausbruch innerer Unruhen und kriegerischer Auftritte niemals mit Grund vorgeworfen werden können, da sei Gott für!“<sup>33)</sup>

### III.

Wenn also eine oft grundlose Angst um ihr Dasein die neuen Kantone zu allerhand gewaltsamen Umsturzversuchen trieb, so war das eine angriffsweise Verteidigung, zu der Berns militärische Haltung wenig berechtigte. Und überhaupt war das Schicksal der bedrohten Landesteile ja schon zu ihren Gunsten entschieden. Laharpe, der „Donners Laharpe“, wie ihn der Berner mit liebloser Gemütlichkeit titulierte, der ehemalige Erzieher des Zaren Alexander, hatte bereits seinen ganzen unbe-

<sup>32)</sup> Gesandtschaftsbericht vom 13. Juli.

<sup>33)</sup> Manual des Geh. Rates II, 6. August 1814.

rechenbaren Einfluss zugunsten der neuen Kantone bei dem Kaiser in die Wagschale geworfen. Alexanders „heiliges kaiserliches Wort“ sollte die Bedrohten der Bärenklau entreißen. Wirklich brachen sich denn auch am „Partikularunwillen“ des Zaren gegen Bern die Metternichschen Restaurationspläne. „Wir haben die Schlacht im Breisgau verloren“, rief Senfft anfangs Januar pathetisch aus, „ich bin zurückgerufen.“<sup>34)</sup> Mit Bitterkeit zog der Graf von Salis die Bilanz seiner unablässigen Bemühungen, eine starke österreichische Partei zu gründen: es hätte alles nur dazu gedient, die guten und alten Schweizer den philanthropischen Launen des Zaren zu opfern. Es bekam das auch Mülinen aus Alexanders eigenem Munde zu erfahren in der „für einen guten Berner äusserst schmerzhaften Audienz“ zu Basel, Mitte Januar. Oesterreich gab sich zufrieden mit der Erreichung des Durchmarsches durch die Schweiz; es mochte seinen mächtigen Verbündeten nicht noch mehr reizen. Mit aller Deutlichkeit gaben es Capo d'Istria und Lebzeltern dem Berner Abgeordneten in Zürich zu verstehen, dass man doch auf chimärische Pläne verzichten und sich den Wünschen der Mächte fügen möge. Und dass man „die Sache mit Senfft einmal vergessen müsse, wenn man nicht Kaiser Franz damit beleidigen wolle!“<sup>35)</sup> Wenn so Metternich nicht gewillt war, wegen Bern die europäische Allianz in Stücke gehen zu lassen, so ermunterte er es doch andererseits mit seinem gewohnten Doppelspiel, von Lord Castlereagh in Basel unterstützt, der eidgenössischen Versammlung in Zürich fern zu bleiben. Er eröffnete ihnen lockende Aussichten, wenn nicht auf die Waadt, so doch auf den Aargau und das Bistum Basel. Mülinen selbst glaubte, nach

<sup>34)</sup> An Salis, Korresp. v. Salis IX.

<sup>35)</sup> Rapport Muralts, Akten d. Geh. Rates 1, 15. Vgl. auch 1, 4 und Bd. 33, Gesandtschaftsbericht vom 5. April. Oechsli, Gesch. d. Schweiz. im 19. Jahrhundert II, 89 ff.

der Abreise des Zaren würden Oesterreich und England kräftiger für Bern eintreten, die Hauptsache sei, Zeit zu gewinnen. In der Schweiz begannen sich indessen die reaktionären Kräfte zu regen. Am 8. Januar fiel die Mediation in Solothurn, am 14. in Freiburg; Mitte Februar verhalfen die aristokratischen Neigungen Reinhardts und der fremden Diplomaten selbst der Patrizierpartei in Luzern zum Siege, und auch in den Urkantonen gab es nun kein Halten mehr. Uri machte mit „biederer Offenherzigkeit“ dem Tessin Anzeige von seiner geplanten Wiedervereinigung mit dem Livinental; der Wiedereintritt von Alt-Schwyz in seine angestammten Rechte bedrohte die March und äussern Bezirke. Anfangs März hielten die Urkantone mit Luzern in der restaurierten souveränen Republik Gersau eine Konferenz ab, deren Ergebnis der Rücktritt der vier Orte vom Bundesverein vom 29. Dezember war. Etwas später trat Zug auf Berns Seite. Auch in Zürich selbst regte sich die Bürgerschaft. Eine Protestnote gegen das eigenmächtige Hinübernehmen der Mediationsverfassung bedeckte sich mit Hunderten von Unterschriften.<sup>36)</sup> Der russische Gesandtschaftssekretär v. Krüdener, zu dem Reinhard in seiner Herzensangst lief — die Minister waren im Hauptquartier — war selbst von der Unhaltbarkeit des angenommenen Systems überzeugt; er erwartete neue, den Restaurationsfreunden weit entgegenkommende Instruktionen. So ein Zürcher.<sup>37)</sup> „Die Spannung, die zwischen den kleinen Cantonen, nebst Bern, Luzern und zwischen dem Herrn von Reinhard obwalten muss, können Sie (v. Salis) leicht sich vorstellen — wie wird da wieder Harmonie zu erhalten sein, besonders wenn man die 19örtige Tagsatzung durchsetzen würde.“ Die Voraussage des Berners Muralt, dass die

---

<sup>36)</sup> Escher am Berg an Salis, 27. Februar 1814, Korresp. v. Salis XIII.

<sup>37)</sup> A. o. O.

fremden Diplomaten wie auch Reinhard ohne Bern und mit dem Widerstand der Innerschweiz gegen die Zentralisation arg in Verlegenheit seien und die Gegner zu den Libellen und Flugschriften als einzige Waffen greifen müssten, bewährte sich.<sup>38)</sup>

Denn schon platzten die Geister in einem erbitterten Federkrieg aufeinander und die Broschürenflut verfehlte nicht, bei der begreiflichen Nervosität der neuen Kantone die Gemüter zur Siedehitze zu bringen. Gross war die Wirkung von Renggers Schriften; seine witzigen und gehaltvollen Bogen wurden zu tausenden verkauft, während sich — nach einem Worte Schnells — bloss die Käsehändler mit deren Widerlegung befassten. Und als Anfang Februar deutlich wurde, dass die Mediationsregierung zu Luzern in den letzten Zügen lag, hingegen die Tagsatzung in Zürich nichts ausrichtete, ja der Vorort selber von reaktionären Tendenzen angekränkelt schien, auf der andern Seite aber die entschlossene Haltung Berns und seiner beiden Mitläufer Freiburg und Solothurn ihren Eindruck auf die fremden Gesandten nicht verfehlte, da blieb man nicht bei den geistigen Waffen stehen. Es war der heissblütige romanische Kanton Waadt, der zuerst rüstete. Als napoleonische Schöpfung durfte er weder vor den Augen Oesterreichs noch Englands, noch gar der Bourbonen Gnade zu finden hoffen. Dies und der während der Mediation kaum eingeschlummerte Hass gegen die Patrizier mochte ihm wohl den Mut geben, den Bürgerkrieg heraufzubeschwören.

Im Januar 1814 lagen vier Kompanien des Bataillons 4 in Bern als Garnison. Von diesen wurden am 1. Februar zwei aus Ersparnisgründen in Thun entlassen. Erst am 14. bewogen in Bern eintreffende geheime Nachrichten von waadtländischen Rüstungen den Kriegsrat, auf den 17. eine Artilleriekompanie nebst dem 1. Bataillon aufzu-

<sup>38)</sup> Akten des Geh Rates 1, 15.

bieten und in die Umgegend der Stadt zu legen. Am 15. erging die Order, das 3. Bataillon auf Pikett zu stellen, sowie die Mannschaften von Aarwangen, Wangen, Trachselwald und Signau; es geschah dies zur Sicherung der bernisch-luzernischen Grenze während des Staatsstreichs von Rüttimann. Zwei Kompanien, die auf den 21. im Oberland hätten entlassen werden sollen, wurden bis Anfang März in Muri und Bolligen einquartiert. Feers Behauptung, Aargau, Waadt und Bern hätten jeder etwa 600 Mann in den Hauptort gezogen und die übrigen im Aufgebote, mochte also für Bern und wohl auch für den Aargau das Richtige treffen; für die waadtländischen Rüstungen erwies sie sich doch als zu bescheiden.<sup>39)</sup> Nicht weniger als 1500 Mann Infanterie, 2 Kompanien Scharfschützen nebst der nötigen Artillerie waren dort aufgeboten worden; ob wirklich erst auf die Kunde von Berns Rüstungen hin, ist sehr zweifelhaft. Die Rechtfertigungsnote Berns an Schraut spricht nur von Sicherungen der luzernischen Grenze und 4 Kompanien Milizen, was mit den Verfügungen der Regierung ja übereinstimmt, und drückt sich sehr entschieden aus: „Seine Exzellenz wissen als Augenzeuge (Schraut residierte bis 8. Oktober in Bern), dass keinerlei Anstalten getroffen worden sind, um die Rechte, welche die Aufhebung der Mediationsakte dem Kanton Bern auf das Waadtland gibt, mit bewaffneter Hand zu behaupten; solches liegt auch so wenig in den Absichten der hiesigen Regierung, dass es nie geschehen wird.“ Auch Wattenwyl versicherte, dass man Bern nur vor Ueberraschungen sicherstellen wollte.<sup>40)</sup>

<sup>39)</sup> Luginbühl, d. Kt. Aargau 1814/15, S. 43.

<sup>40)</sup> Das Schreiben Reuggers vom 7. Juni (Wydler, Leben und Briefwechsel Reuggers II, 164/65: „Auch können Sie (Stapfer) überall keck versichern, dass der Aargau immer so einstimmig, aber vielleicht in einem bessern Sinne wie die Waadt, seine Selbständigkeit verlangt“, scheint doch wohl darauf hinzudeuten, dass man nicht überall das kriegerische Treiben billigte.

Die rein defensiven Absichten Berns aber gehen einleuchtend hervor aus einem Bericht des Artillerieobersten von Luternau über dessen Rekognoszierung der Saane- und Sensegegend.<sup>41)</sup>

Luternau vergleicht erst die Stärke der Gegner: Die Waadt könne 10,000 Mann Auszöger, 12,000 bis 15,000 Mann Reserve, 8 Fussartillerie-Kompanien, 4 Kompanien Chasseurs carabiniers, 4 Kompanien Dragoner, im ganzen etwa 20,000 bis 25,000 Mann aufstellen. Die Schätzung mag übertrieben sein. Doch war das waadtländische Auszögerkorps in der Mediationszeit 8000 Mann stark; bei einer eidgenössischen Kontingentszahl von 1482 Mann eine respektable Wehrmacht, deren Kriegstüchtigkeit sich schon mehrfach aufs beste bewährt hatte. Gut bewaffnet und einexerziert, tat sie sich besonders hervor durch ihren militärischen Eifer und patriotischen Geist. Ein Schimmer vom Ruhm der napoleonischen Armeen schien auf sie übergegangen zu sein; nicht weniger als vier Generale, Jomini, jetzt Adjutant Alexanders und mächtiger Fürsprecher seiner Heimat, Amédée Laharpe, Boïnod und Regnier hatten dem grossen Heerführer gedient. Der Oesterreicher Lebzelter wollte freilich im Dezember 1813 in einem waadtländischen Bataillon nur eine schlechte Karikatur der französischen Truppen erkennen.<sup>42)</sup>

Dem gegenüber schätzte der bernische Oberst die Zahl der eigenen Milizen alles in allem auf 5000; er hält sie allerdings für besser als die der Waadt. Mit Aufruf der ersten Reserve könnten sie sehr rasch auf 7000 vermehrt werden. Das mag zutreffen; ein Bericht des Kriegsrats vom Juli 1814 spricht von einer Truppenaufstellung

<sup>41)</sup> Bericht vom 16. Februar, Kriegsarchiv, Akten Bd. XII. Karl Samuel Rudolf v. Luternau (geb. 1769) sass 1814 im Grossen Rat und war Mitglied des Kriegsrates.

<sup>42)</sup> An Salis, 12. Dezember 1813; Korresp. v. Salis III. Vgl. Maillefer, Histoire du Canton de Vaud.

von 5935 Mann. Reserve, „Landwehr“ und Freiwilligenorganisation waren noch nicht einmal im Werden. Den 108 Kanonen und 60,000 Gewehren der Waadt sollte Bern 172 Geschütze und nur 3000 Gewehre gegenüberstellen können.

Die Mehrzahl der Begleitoffiziere Luternaus hatten sich nun im Falle eines Angriffs für die Besetzung des rechten (bern.) Sense- und Saaneufers und schrittweiser Verteidigung dieser talbeherrschenden Stellung entschieden. Aber Luternaus nüchterner Geist liess sich nicht von geschichtlichen Erinnerungen blenden. Er betonte die Unhaltbarkeit dieser 5 Meilen langen Grenze, die alle Kräfte aufsaugen würde und für die Beobachtung des Aargaus nichts übrig liesse. Die an Zahl überlegenen Waadtländer könnten nach zahlreichen Scheinangriffen den Durchbruch an einer schwachen Stelle erzwingen. Dann sei der Rückzug nach Bern unvermeidlich; eine gedrückte Stimmung würde sich einstellen und unter den mutlosen Milizen gar das so fürchterliche Geschrei von Verrat sich einstellen. Eine Garantie für die Moral der Soldaten erblickte er nur in einer Konzentration der kleinen Armee um Bern; unter der Hut und opfermütigen Verpflegung der Hauptstadt würde dann der Kriegseifer der Truppen mit Wucht jeden Stoss abweisen. Dann aber könnte man zur Offensive übergehen. In dieser Weise sei auch der Landsturm, für Aufstandsbewegungen immer empfänglich, am besten vom Auszug fernzuhalten.

Die Patrizier hatten die furchtbaren Lehren von 1798 nicht vergessen. Das ist das eine. Und das andere: wo bleibt hier der viel zitierte Offensivgeist Berns jener Jahre? Der Oesterreicher Schraut kannte den Sünder recht wohl, wenn er in seiner Note vom 26. Februar von der Waadt die Niederlegung der Waffen binnen 24 Stunden forderte.

Der Aargau hatte im Einverständnis mit der Waadt

die Bewegung mitgemacht.<sup>43)</sup> Von den Bataillonen Hallwyl und Tschudi, die nebst weitem Kompanien und einer Abteilung Artillerie seit dem Umsturz in Solothurn auf Pikett standen, war das erstere aufgeboden und die Feste Aarburg verproviantiert worden. Das war eine reichlich starke Truppenmacht gegen die 4 bis 6 Landjäger, die bernischerseits den Murgenthaler Brückenkopf kontrollierten.<sup>44)</sup>

Am 9. März besagte ein Bericht aus Saanen, waadtländische Truppen wären wirklich nach Ormont und Rougemont beordert worden, hätten aber in Vevey Gegenbefehl erhalten. Die Demonstration war durch die neuesten Ereignisse überholt, denn die Entscheidung war bereits im Hauptquartier der Alliierten zu Chaumont gefallen. Laharpe und sein „edler Telemach“ hatten es durchgesetzt, dass eine Erklärung der drei Monarchen sich endlich klipp und klar für die Integrität der 19 Kantone aussprach, unter Anweisung eines Teils des Bistums Basel an Bern als Entschädigung. Die Verbündeten hatten es nach verschiedenen Rückschlägen im französischen Feldzug eilig, „die Schweiz aus den ehemaligen passiven Verhältnissen herauszuheben und zu einem Staate zu modeln, der Vormauer des starken defensiven Völkervereins

---

<sup>43)</sup> Die dritte Note Berns an Schraut vom 27. behauptet, dass Renger, soeben aus Lausanne in Aarau eingetroffen, einer Nachtsitzung des Kleinen Rats beiwohnte. Am folgenden Morgen sei die ganze wehrfähige Mannschaft aufgeboden worden.

<sup>44)</sup> Am 30. Januar war in Bern beschlossen worden, vier bis sechs Landjäger nach Aarwangen und Murgenthal zu senden; auch war der O.-Amtmann ermächtigt, im Notfalle aus den Auszögern 10 bis 30 Mann aufzubieten zur Bewachung der Grenzbrücke. Am 7. Februar schon zog man sie wieder ein, damit das aargauische Dragonerpikett „jenseits der Murgenthalerbrücke“ sich zurückziehe. Der Militärposten wurde natürlich nun wieder aufgestellt. Am 20. April wurden dann die in Murgenthal extra stationierten Landjäger auf Verlangen der Oberämter, aus denen sie gezogen worden waren, zurückgezogen.

gegen Napoleon sein sollte“.<sup>45)</sup> Sie drohten im Notfall mit Zwangsvermittlung, und die Furcht vor diesem Schrecken jagte denn auch die Sondertagsatzung in Luzern, die am 18. März in Anwesenheit von Gesandten der acht dissentierenden Kantone eröffnet worden war und für die Interessen der Alten Schweiz einen vielversprechenden Verlauf genommen hatte, am 25. nach sieben-tägiger Herrlichkeit auseinander. Kräftige Noten der drei Minister taten das Uebrige. Am 3. April traf die bernische Delegation, v. Mülinen, v. Stürler und der Sekretär v. Fischer, in Zürich ein. „Man liess alle Hoffnung zu einem einigermaßen billigen Entscheid der Territorialfrage bleiben.“

---

#### IV.

Doch war die Lage für Bern bei weitem nicht trostlos. Freilich war die Hoffnung seiner Staatsmänner auf eine günstige Regelung der Anstände durch eidgenössische Hilfe durch die Dazwischenkunft der fremden Diplomatie vereitelt worden. Aber eine plötzliche Systemänderung der Minister zugunsten der Wiedervereinigung des ehemals bernischen Aargaus öffnete dem erstaunten Bern einen Weg, auf dem mehr als auf jedem andern der Schimmer der Verheissung glänzte.

Der schleppende Gang der Tagsatzungsverhandlungen, die Restaurationspolitik Oesterreichs, Englands und Preussens, die sich in dem oft recht unsichern Herumtasten ihrer Vertreter in Zürich spiegelte, und nicht zuletzt die feste Haltung der bernischen Gesandtschaft, brachten den fähigsten Kopf unter den Ministern, den

---

<sup>45)</sup> „Historische Uebersicht“, von der Hand Fischers, 30. Juni. Akten des Geh. Rates, Bd. I.

russischen Geschäftsträger Capo d'Istria zu der Ueberzeugung, dass eine teilweise Erfüllung der bernischen Wünsche für die Reorganisation der Schweiz und zur Beruhigung der Gemüter doch notwendig sein mochte. Er griff einen früheren Vorschlag Mülinens auf, nach dem Oesterreich als „rechtmässiger“ Eigentümer des aargauischen Fricktals dieses an Bern abtreten und Bern es dann vom Aargau gegen den ehemals bernischen Teil dafür eintauschen könnte. Ueber diesen schönen Landschacher verwundert man sich um so weniger, wenn man weiss, wie die Diplomaten über das Land verfügen zu können glaubten. Lebzelter nahm einmal für seinen Staat den ganzen Aargau als altes österreichisches Hausgut in Anspruch; auch auf Graubünden erklärte er wichtige Rechte zu haben. Er wollte freilich aus höhern Gründen grossmütig darauf verzichten. Der Berner Muralt gab ihm darauf die Antwort, dass er ja auf diese Art die ganze Schweiz einstecken könne, „en faisant valoir toutes les promesses passées“. Auf das Ersuchen, das alte (bernische) Amt Bipp an Solothurn abzutreten, um dessen Grenzen zu verbessern, gab er dem Kabinettspolitiker zu bedenken, dass die Berner nicht gewohnt seien, mit ihren Untertanen Handel zu treiben.<sup>46)</sup> Was jetzt geschah, war freilich nichts Besseres. „Das ist nun also der Weg,“ klagte ein Aargauer, „auf dem man unser habhaft werden will, nachdem alles übrige fehlgeschlagen, und ich gestehe, dass der Versuch gefährlich ist... Oekonomisch können Baden und Fricktal zusammen nicht bestehen, sie würden zusammen auch nicht bleiben wollen, und wenn letzteres vom Aargau wegkäme, so könnte daraus eine Zerstückelung erfolgen, die der Habsucht der Stände erwünscht wäre.“ In der Tat standen Zürich und Zug auf der Lauer, um nach der Losreissung des protestantischen Kernlandes den haltlosen Rest zu empfangen. Der diplomatische Kampf wurde im

<sup>46)</sup> Akten I, 15.

Mai mit Zähigkeit und stiller Erbitterung ausgefochten. Der Schauplatz war Paris. Der österreichische und preussische Gesandte sekundierten Bern; auch der Engländer Canning sympathisierte mit der Aristokratie, und im Hintergrunde verspürte man Metternichs Hand. Capo d'Istria versuchte persönlich seinen Kaiser umzustimmen. Auf der Gegenseite verzweifelte selbst ein Stapfer. Doch Laharpe sorgte für schleunige Abwendung des Gewitters. Er war freilich selbst ins Schwanken geraten, und es war Stapfers Verdienst, wenn der Zar in der Audienz vom 2. Juni Mülinen bedeutete, das Fricktaler Projekt sei eine abgetane Sache, an die Bern nicht mehr denken solle. So hatte sich auch dieser Plan an der Festigkeit des Kaisers zerschlagen.<sup>47)</sup> Zur gleichen Zeit, einige Tage nach dem Pariser Frieden, aber klagte ein wirklicher Eidgenosse: „Bitter wird man es bereuen, den grossen Moment so heillos unbenutzt gelassen zu haben. Wäre seit zwei Monaten ein von der Tagsatzung abgesandter Bevollmächtigter hier gewesen, der kein Lokalinteresse im Auge, sondern nur die eidgenössischen Angelegenheiten besorgt und am Herzen gehabt hätte, so wären wir vielleicht im Besitz wahrer Grenzen im Westen und hätten Konstanz im Osten.“<sup>48)</sup>

Die Verhandlungen des Fricktalertausches wirkten bedeutungsvoll auf die Stimmung der Kantone Aargau und Waadt zurück. Hatte schon ein bernischer Gesandtschaftsbericht aus Zürich wahrnehmen wollen, dass im Aargau der Ehrgeiz für die Grossratsstellen und ein syste-

---

<sup>47)</sup> Vergleiche darüber: Luginbühl, der Kt. Aargau, 66. Quellen XII, 140, 129 ff., Taschenbuch der hist. Gesellschaft des Kt. Aargau 1910, 77 f. Oechsli, Gesch. der Schweiz im 19. Jahrhundert, II.

Ueber einen bernischen Sprengungsversuch, der neben Laharpe auch Suter „konfus“ gemacht zu haben scheint, vgl. Quellen XII, 138, und Man. d. Geh. Rates I, 292.

<sup>48)</sup> Quellen XII, 153.

matisches Bearbeiten im revolutionären Sinne eine grosse Veränderung der öffentlichen Meinung zustande gebracht habe und von den ehemals treuen Bezirken auf dem linken Aareufer von 10 kaum einer noch zu Bern halte, bernfreundliche Pfarrer ohne allen Einfluss seien, so hatten die bangeren Tage des Mai vollends eine laute Erbitterung heraufbeschworen. Auch Regierungskreise, die den Waffenlärm vom Februar missbilligt hatten, liessen ihr freien Lauf. Die Depression jener Tage war zu gross gewesen. Ein Brief Herzogs an Stapfer vom 9. Juni ist ein beredtes Zeugnis dafür: „Die letzten acht Tage waren wohl die peinlichsten Stunden,“ schreibt er, „welche ich seit der ersten Hälfte des ereignisreichen, ewig unvergesslichen Jahres 1814 verlebte. Sowohl Ihre Berichte, als das, was wir indirecte von Herrn Monod vernahmen, stimmte unsere Hoffnungen so tief herab, dass wir wahrlich auch den entferntesten Glauben von einem glücklichen Ausgang aufgaben.“ Und Zimmermann konnte hinzufügen: „Wir sind nun 6 Monate in der peinlichsten Lage, immer besorgt für unsere Erhaltung und immer angegriffen. Doch dürfen wir selber dem skandalösen Wesen kein Ende machen, dürfen nicht unsern Nachbarn mit eigener Kraft zur Ordnung weisen. Unser Militär, das noch nie in so gutem Stande war, würde bereit sein, auf den ersten Ruf gegen Bern selbst auszuziehen.“ Und dass man brannte, den Bären in seiner Höhle aufzusuchen, offenbarte der erste Solothurner Putsch vom 2. Juni. Man vermutete bei der Hilfe Berns auch einen Besuch im Aargau. Bereits um 11 Uhr nachts stand Herzog mit 1500, nach andern Berichten mit 2000 Mann an der Grenze. Er selber schreibt: „So entschlossen glaubte ich unsere Leute nicht. In mehreren Gemeinden wollte alles zu den Waffen greifen, und ich hatte die grösste Mühe, die Leute, die nicht aufgeboten waren, bei Hause zurückzuhalten.“ Die Berner Truppen, die übrigens zu spät eintrafen und nur noch

die Revolutionäre einfangen helfen konnten, hielten die Aufregung im Nachbarkanton noch lange wach. Noch Anfang Juli streiften aargauische und waadtländische Vedetten an den Grenzen herum und beobachteten mit Argwohn die bernische Polizeiwache.<sup>49)</sup>

In Bern selber befanden sich im Mai 1814 neben der Standeskompanie nur je eine Artillerie- und Infanterie-Kompanie in Garnison. Seit dem Februar befand man sich mit Schwarzenberg und Handelshäusern von Frankfurt und Leipzig in Unterhandlungen über den Ankauf von französischen Gewehren. Das Zeughaus war 1798 gründlich und seither noch dreimal geleert worden. Die Bewaffnung der Reserve I. Klasse und die projektierte Landwehrorganisation forderte mehrere Tausend. Bis Mitte Mai kamen aber kaum einige Hundert ins Land. Doch genügte das, um ängstliche Gemüter in den neuen Kantonen durch wilde Gerüchte von heimlichen Rüstungen zu beunruhigen.

Die Verhandlungen in Paris hatten noch eine ungeahnte Folge. Capo d'Istria hatte sich bei dem Versuch, den Kaiser Alexander umzustimmen, eine Schlappe geholt. Die Vermutung eines bernischen Gesandten, dass der schlaue Minister nach Paris gereist sei, um im Sinne Laharpes, des modernen Aristoteles, den Kaiser mit einer einseitigen Darstellung zu überfallen, ist ungerecht. Auch dass die ganze Negociation mit dem Aargau nur eine Lockspeise gewesen sein sollte, um die Annahme des Bundesvertrages auszudrücken oder aber dann Bern zu isolieren, ist unwahrscheinlich. Tatsache ist es hingegen, dass Capo d'Istria nun seine Taktik änderte. Der seine Mitgesandten um vieles überragende Grieche wollte durchaus dem seinerzeit vielbewunderten Vermittlungswerke Napoleons ein neues zur Seite stellen. Diese

---

<sup>49)</sup> Vgl. darüber Luginbühl, der Kanton Aargau, S. 72, 74, 78, 80; Manual des Geh. Rates II, 196.

ganze verantwortungsvolle und ruhmverheissende Aufgabe lag allein auf seinen Schultern. Lebzeltern hatte noch O e s t e r r e i c h s Initiative zu wahren gesucht. Im April wurde er aber nach Rom versetzt, und an seine Stelle trat Schraut, ein alter, im Grunde gutmütiger Herr, dessen jähe Zornausbrüche aber doch wenig mit diplomatischer Kleinkunst harmonieren wollten. Der preussische Gesandte Chambrier, ein Neuenburger, war meist von Zürich abwesend. Der 28jährige Stratford Canning kam erst im Juli als Vertreter Englands dorthin; dieser hochbegabte Kopf war in schweizerischen Verhältnissen noch ein Neuling.<sup>50)</sup> Talleyrand wurde bis in den Herbst hinein von den Konferenzen der alliierten Vertreter ausgeschlossen.<sup>51)</sup>

Es war dem geriebenen Korfioten missglückt, „das Vertrauen beider Parteien zu gewinnen und als geschickter Makler beider Dank zu ernten.“<sup>52)</sup> Er hatte die Festigkeit des Kaisers und den Einfluss Laharpes und seiner Freunde unterschätzt. Vertraute doch viele Jahre nachher der russische Botschafter Severine einem Berner an: „Je vous abandonne Laharpe Suisse, mais je me mets à genoux devant Laharpe Russe.“<sup>53)</sup> Bei der Neukonstituierung der Schweiz, die er als oberstes Ziel nie aus dem Auge verlor, musste Capo d'Istria nach dem Willen seines Herrn sich entschiedener zu den neuen Kantonen halten. Bern blieb aber fest. „Etwas Eigensinn ist in unserer Lage unentbehrlich, er dient der Festigkeit als Baumstecken“, meinte Fischer. Es verweigerte beharrlich die Ratifikation des Bundesvertrags, an dessen Ausarbeitung

<sup>50)</sup> „Il parait qu'il n'en a pas la plus légère notion.“ Stapfer, Quellen XII, 140.

<sup>51)</sup> Dann hatte er freilich nach Oesterreichs Vorgang den bernischen Ansprüchen gegenüber sich ablehnend zu verhalten. Siehe seine Instruktion im Bundes-Archiv.

<sup>52)</sup> Oechsli 120.

<sup>53)</sup> Fischer, v. Wattenwyl 310.

Capo d'Istria durch Winke und Denkschriften einen tätigen Anteil genommen, und geriet so mit dem Russen in einen zähen Kampf. Es musste diesen reizen, als anfangs Juli die Spaltung der Schweiz in ein reaktionäres und liberales Lager ein offenes Geheimnis war und den 9½ annehmenden Kantonen ebensoviel bedingt annehmende oder verwerfende unter Führung Berns gegenüberstanden. Da verfiel er auf das gefährliche Mittel einer anti-bernischen Propaganda in den neuen Kantonen, um durch dieses Spiel mit dem Feuer das Patriziat mürbe zu machen. An dem jetzt beginnenden Intriguenspiel lebten die Umtriebe der ungeduldigen Freiheitsfreunde förmlich auf. Politische Skrupellosigkeit schien durch die Person des Gesandten und des von ihm vertretenen Monarchen gerechtfertigt. Fischer in Zürich wollte allerhand Sturmzeichen wahrnehmen. Der erste Solothurner Putsch erschien ihm als Symptom einer bundbrüchigen, schändlichen Anstiftung, um den Widerstand gegen das revolutionäre Unwesen zu lähmen. Ein sehr vertrautes zürcherisches Regierungsmitglied (wohl Usteri) sollte bereits eine Woche vorher von dem saubern Anschlag unterrichtet gewesen sein, und es hätte nicht nur Solothurn gelten sollen. Das Zusammentreffen von Zschokke und „Konsorten“ in Zürich gäbe dazu die Erläuterung. Auch habe ein dort akkreditierter Herr Minister unterm 4. Februar an den Oberamtman Frey in Olten, einem Solothurner Liberalen, einen brandstifterischen Brief mit Namensunterschrift erlassen. Sehr gut passe dazu die Stimmung im Aargau, dessen augenblickliche Bewaffnung, die Schnelligkeit der Berichte von dort, die Entrüstung Reinhardts über die Intervention Berns und die Denkschrift Capos vom 20. Mai, aus der der bereits unselig erprobte Genius Laharpes zu sprechen scheine. Man sieht, aus diesen Angaben konnte man dem Minister und seinen aargauischen Helfern noch keinen Strick drehen, um so we-

niger, als Capo d'Istria damals noch in Paris weilte. Es war schon schlimmer, dass sich Reinhard gegen Fischer entschuldigte, was vom Aargau verfügt worden sei, sei ungeschickt und zu weit getrieben gewesen, vielleicht hätten die Truppen in einem andern Geist gehandelt als die Regierung.<sup>54)</sup>

Nach der Verwerfung des Bundesvertrages durch Bern und seine Mitstände im Juli verschärfte sich die Lage. Capo d'Istria hatte am 21. Juni auf der Rückreise Aarau berührt und war mit „einem grossen Lärm für Ehrenbezeugungen aller Art zu Fuss und zu Pferd“ empfangen worden. Sein Verhältnis zu den Bernern verschlechterte sich rasch unter der Nachwirkung seiner Pariser Eindrücke.<sup>55)</sup> „Ich fange an, ihn gänzlich zu meiden,“ meldet von Fischer am 11. Juli, „denn die Bitterkeit gegen ihn könnte mich zu weit führen — all seine Politik ist Intriguieren.“ Zwei Tage nachher fand eine Konferenz der drei Gesandten mit Mülinen und Stürler statt. Schraut nahm das Wort: Von einer Rückgabe des Aargaus dürfe

---

<sup>54)</sup> 25. Gesandtschaftsbericht vom 10. Juni; 21. und 33. Bericht. Bern schrieb damals an seine Mitstände: „Das sind die traurigen Früchte der versuchten Einmischung in die Cantonal-Verfassungen und der sogar in den Noten der bevollmächtigten Herren Minister in Zürich enthaltenen Insinuationen.“ — Oberamtmann Frey in Olten, vor dem Sturze der Mediation solothurnischer Abgeordneter bei der Tagsatzung, hatte am 13. Januar den Schutz der eidgenössischen Versammlung angerufen, dann aber Unterwerfung gelobt. Er war im April wieder verhaftet worden, weil er beabsichtigte, die Wünsche des Landvolkes nach Zürich zu bringen.

<sup>55)</sup> Auch den Berner Demokraten war der Russe verdächtig geworden. Während seines Berner Aufenthaltes liess er Schnell mit May, Pfander, Koch und L ü t h a r d t zu sich kommen; sie redeten einer starken Zentralregierung das Wort. Dabei kanzelte Schnell sein zweideutiges Benehmen „in den allerstärksten Ausdrücken“ nieder. Schnell meinte, der Graf schiele nach dem bernischen Gesandtschaftsposten und wollte es deshalb mit den Aristokraten nicht ganz verderben. Berner Taschenbuch 1906, S. 173 (7. Juli).

keine Rede sein, die Mächte seien hingegen geneigt, Bern mit dem Bistum zu entschädigen, sie sollten das Gebiet auf der Karte bezeichnen. Oder man werde, da Bern nur den 19. oder 21. Teil der Schweiz ausmache, mit allen Mitteln die Beendigung für die übrigen Teile herbeiführen. Es sei eine Torheit, das Unmögliche zu wollen; Bern solle diese letzte Eröffnung nicht ungenützt vorübergehen lassen. Dieser Einschüchterungsversuch verfing jedoch nicht. Die Antwort Berns war die Proklamation vom 18. Juli, in der es den Verzicht auf die Waadt aussprach, hingegen den andern der zwei schönsten Landesteile nicht fahren lassen wollte. Es anerbote dem Aargau Vertretung im Grossen Rat, Entschädigung für die Mitglieder der bisherigen Oberbehörden, eigenes Appellationsgericht, Loskäuflichkeit der Zehnten, Garantie für die Privilegien der Landstädtchen und anderes mehr. Die Erklärung brachte in der Tagsatzung „die Wirkung einer in offenem Markte gesprungenen Bombe hervor. Verwunderung, Bestürzung, Zorn, je nach dem Charakter“. Mehrere Gesandte sollten diese Anträge „zu ihrer Schande“ grossmütig gefunden haben.<sup>56)</sup> Auch die Minister waren aufgebracht; Schraut konnte sich nicht beherrschen, und die Opfer des temperamentvollen Herrn waren die Nidwaldner, die, vor Entrüstung sprachlos, zu hören bekamen, dass Tell ein Mörder, ja ein Meuchelmörder gewesen sei.

Wenn Waadt und Aargau als innerlich gefestigte Gemeinwesen diese Vorschläge mit scharfen Worten zurückweisen konnten, so drohte doch ein dritter neuer Kanton, St. Gallen, aus Rand und Band zu gehen. Es hatte dabei den Anschein, dass sich Szenen des alten Zürichkrieges wiederholen wollten. Bereits versuchte Schwyz, durch seinen Austritt die Tagsatzung zu sprengen. Die Stände

---

<sup>56)</sup> 34. Bericht vom 13. Juli. Vgl. Oechsli II, 137. Die Proklamation vom 18. (verfasst am 7. und 8. Juli) findet sich in Abschiede I, 126. Luginbühl, Kt. Aargau, S. 86.

der Alten Schweiz planten die Erneuerung der Bünde, um auf diesem Fundament das Gebäude eines neuen aufzuführen.

---

## V.

So war denn mit der sommerlichen auch die politische Siedehitze da. Eine aargauische Grenzwache wollte dem durchreisenden Mülinen mit Gewalt seine Schriften entreissen. In Zürich beobachtete man sich mit einer Vorsicht, die bewies, dass man den Augenblick für äusserst wichtig hielt. Auch Bern war auf seiner Hut, und es tat gut daran, rüsteten sich doch seine Gegner, um endlich auf die „Raubhöhle“ loszumarschieren.

Bern hatte in seiner Isolierung eine Vermehrung der Auszögerkompanien und die Organisation der Landwehr beschlossen, nachdem bereits ein Zirkular von Ende Juni an die Oberämter die Bewaffnung der ungefähr 2500 Mann Reserve 1. Klasse verfügt hatte. Mit den ersten beiden Massnahmen hatte es zwar noch sein gutes Bewenden. Die Vermehrung des Kompaniebestandes ging wegen Mangels an Armaturen und Instruktion sehr langsam vor sich; der Errichtung einer Landwehr boten Organisationsschwierigkeiten und der Gewehrmangel geradezu Halt. Der ärmeren Klasse mutete man die Anschaffung von altertümlichen Piken statt Gewehren zu, eine sehr unpopuläre Massregel. Freilich überschätzte die Regierung den Mangel an Waffen. Im Sommerfeldzug 1815 in Frankreich kamen deren eine ungeahnte Menge zum Vorschein.<sup>57)</sup> Man hatte unter dem frischen Eindruck der Solothurner Revolution bei einer elsässischen Gewehr-

---

<sup>57)</sup> Rapport Wattenwyls von 1816.

fabrik angeklopft und am 1. Juli Grafenried von Blonay nach Paris gesandt für einen Ankauf von 4000 Gewehren.<sup>58)</sup> Der Lieferant, ein Betrüger und Intrigant, konnte jedoch den Akkord nicht halten. Darauf wurde mit einer Fabrik von St. Etienne eine Lieferung von 2000 Stück vereinbart. 500 davon trafen im Herbst wirklich ein, waren aber in so miserablen Zustand, dass der Kriegsrat sich schleunigst weitere Sendungen verbat.<sup>59)</sup> An Truppen beherbergte die Stadt im Juni und Juli einen durchaus normalen Garnisonsbestand, drei Kompanien, wovon dann zwei unter dem Eindruck der waadtländischen Pläne zurückbehalten wurden. Dazu kam noch eine Artilleriekompanie. Doch war die Nervosität im Nachbarkanton schon so gross, dass am 6. Juli Reinhard, dem der Aargauer Hürner die Hölle heiss gemacht hatte, Fischer wegen geheimer Rüstungen zu Rede stellte. Dieser blieb allerdings die Antwort nicht schuldig: Bern habe seine Erklärungen schon längst gegeben, aber die der Herren von Waadt und Aargau, welche den ganzen Winter und Frühling hindurch auf- und abboten, exerziert,

<sup>58)</sup> Vgl. damit Oechsli II, 143.

<sup>59)</sup> Der bernische Militäretat vom Juli 1814 wies auf:

1. Infanterie: 8 Bat., 36 Komp. . . . .	3828 Mann
Standeskompanie . . . . .	100 „
2. Artillerie: 1 Regt., 6 Komp. . . . .	818 „
3. Scharfschützen: 1 Bat., 4 Komp. . . . .	325 „
4. Führer oder Guiden: 1 Komp. . . . .	173 „
5. 4 Ergänzungskompanien . . . . .	570 „
6. Kavallerie: 1 Schwadron, 2 Komp. . . . .	121 „
	<hr/>
	5935 Mann

Die projektierten Verstärkungen:

1. Vermehrung der Komp. um 25 Mann . . . . .	900 Mann
2. Reserve I. Klasse . . . . .	2500 „
3. Landwehr (II. Klasse) . . . . .	8000 „

Total 17,335 Mann.

(Staatsarchiv, Rote Mappe 3.)

patrouilliert und sonst auf jede Weise Lärm geblasen hätten, stände noch aus. Der Aargauer Feer erfreute in jenen Tagen Stapfer mit der Nachricht: „Unsere Eliten sind alle auf dem Kriegsfuss, gut exerciert, voll Mut und Eifer... auch hört man schon unter ihnen Kriegslieder. Inzwischen wird dieser Geist unterhalten... und dieser Eifer greift alle Tage mehr um sich, so dass man eher nötig hat zurückzuhalten als anzuspornen.“<sup>60)</sup>

Schon längst hatte Bern vermutet, dass die Deputierten des Aargaus und der Waadt in Zürich nicht nur wegen Tagsatzungsfragen die Köpfe so eifrig zusammensteckten. Nun gelang dem Berner Polizeidirektor von Wattenwyl ein Fang, der die geheimsten Pläne der Gegner enthüllte. Seit mehreren Monaten hatte die Zentralpolizei sich bemüht, die Korrespondenz zwischen Aargau und Waadt zu entdecken.<sup>61)</sup> Nun liess Wattenwyl — es war Ende Juli — einen waadtländischen Kurier auf der Rückreise von Zürich in Aarburg verhaften, angeblich weil das Signalement eines 1807 ausgeschriebenen Verbrechers auf ihn passte. Mit geheimer Freude nahm man in Bern Einsicht in seine Briefsammlung, als deren Juwel sich ein vertraulicher Brief Monods — ein unschätzbares Dokument — erwies. Wattenwyl hatte die Bosheit, die erbrochenen Schreiben notdürftig zugesiegelt der Regierung in Lausanne zuzuschicken, mit dem Anerbieten, den Kurier freizulassen, sobald sie bezeuge, dass er der legitime Inhaber der Briefe sei. Man musste dort den Aerger still hinunterschlucken; die Regierung wagte nicht, sich öffentlich zu beklagen, um im Notfall den Brief Monods verleugnen zu können.<sup>62)</sup>

<sup>60)</sup> Luginbühl, Kt. Aargau, 89.

<sup>61)</sup> Man. II, 198. Carl Ludwig Rudolf von Wattenwyl (1779 bis 1855), 1814 im Grossen Rat, Verhörrichter und Zentralpolizeidirektor seit 1807, in der Regeneration Präsident des Obergerichts.

<sup>62)</sup> Alles nach Oechsli II, 144.

„Lieber angreifen als in der Verteidigung bleiben“ war der Leitgedanke von Monods Brief, den auch der Aargauer Feer „etwas kriegerisch“ fand. Durch einen kombinierten Angriff von Waadt und Aargau sollte der Gegner erdrückt werden. Den Mut und den Segen dazu hatte ohne Zweifel Capo d’Istria gespendet.<sup>63)</sup> Er hatte Monod anvertraut, dass Schraut im Begriffe sei, den Bernern bei weiterem Widerstand den Verkehr mit den Ministern aufzusagen. Er selbst erwarte nur den Wortlaut der Note, um zu wissen, ob er sie unterzeichnen könne. Monod, gefragt, was er von ihrer Wirkung halte, antwortete ausweichend, vielleicht werde dadurch die Tagsatzung aufgelöst. Worauf der Russe einfiel: „Aber glauben Sie nicht, dass dies die Landschaften der Kantone Bern, Solothurn und Freiburg zum Aufstand treiben wird? Mir scheint es, dass das so sein müsse.“ Nach dieser Andeutung schwieg er — aber es war wirklich genug, um Monod glauben zu machen, dass Capo d’Istria die Aufwieglung des Landvolkes als das Mittel betrachtete, einmal der Sache ein Ende zu machen und die aristokratischen Regierungen „in die Luft zu sprengen“. Selbst ein Waadtländer traute seinen Ohren nicht: „J’avoue que, si ceci m’était venu d’un autre ministre, j’aurais cru qu’on désirait le trouble pour avoir un prétexte d’entrer. De la part de celui-ci il est impossible que ce soit l’idée, et il me paraît évident, qu’ayant toujours cru pouvoir amener les choses à une conciliation, soit par promesses, soit par menaces, l’ayant peut-être promis à son maître, voyant qu’il s’était trompé, il ne voyait plus que les moyens en question pour se tirer d’affaire. Quoi qu’il en soit, vous comprendrez aisément, citoyens Collègues, que cette insinuation dut m’étonner.“

Der Plan, in den drei Erbaristokratien die Gegenrevolution zu entfachen, war wohl überlegt. S o l o t h u r n

---

<sup>63)</sup> Für das Folgende: „Correspondance et autres pièces secrètes“ Nr. III.

hatte nach dem Juni-Putsch eine Verfassung entworfen, die sogar der Oesterreicher Schraut als die unförmlichste bezeichnete, die man habe ausdenken können. Die Bauern drohten mit einem zweiten Aufstand, und Stratford Canning fand, sie hätten so Unrecht nicht. Monod berichtete von drei Solothurnern, die bei Capo d'Istria ein- und ausgingen. Wenn man ihnen glauben wollte, so könnte jederzeit der Aufstand im ganzen Lande losbrechen; unter den Gemeinden herrsche ein vollkommenes Einverständnis. Auch in Freiburg wehte Krisenluft. Die Regierung jammerte über den verderblichen Einfluss des benachbarten Waadtlandes auf den Geist des grössern Theils ihrer Landschaft. Bern selbst warnte am 21. Juli vor Zusammenkünften Uebelgesinnter in Murten und Bibern. „Es ist seit einiger Zeit unter ihnen eine sehr wahrscheinlich von Zürich und Aarau aus angestiftete Betriebsamkeit und ein Geläufte bemerklich, welches verräterische Absichten verrät.“<sup>64)</sup> Der Herd der Opposition war die Stadt selbst. Ein Teil des Altadels, voll Verachtung für die mit ausländischen Titeln prahlende „grosse“ oder „patrizische“ Bürgerschaft, fand sich mit Kleinbürgern zusammen. Die Seele des Unternehmens, dem Namen wie Praroman, d’Affry, d’Epinaz, von Lanthen einen Abglanz von Legitimität mitgaben, war der Kaufmann François Duc. Doch war es erst im Werden.

Es schien, als ob sich auch um die Hochburg der Aristokratie selber die Gewitterwolken zusammenballen wollten. Der Sturz der Mediationsregierung hatte zwar die grosse Masse des bernischen Landvolkes aus seiner politischen Gleichgültigkeit nicht aufzuschrecken vermocht; viele Gemeinden sahen eher in der Rückkehr ihrer teuren rechtmässigen Landesväter nach den napoleonischen Blut- und Geldopfern eine Gewähr zur Herstellung des ehemaligen

---

<sup>64)</sup> Man. II.

„Wohlstandes und Segens“. <sup>65)</sup> Es waren abgedankte Grossräte der Mediationszeit, welche durch Protestschriften und Vorstellungen in Zürich mit wenig Glück die Opposition einleiteten. <sup>66)</sup> Die stete Kriegsgefahr mit ihren militärischen Lasten und ökonomischen Schäden — in Aarwangen war z. B. anfangs August kein Silbergeld — rief einem steigenden Unwillen. Wenn das Volk in seiner Betrachtung der Lage die Herren in Bern als die Ruhestörer verdamnte, so wurde es von den neuen Kantonen durch ausgestreute gehässige Gerüchte über die Schuld Berns am Einmarsch der Alliierten in diesem Glauben bestärkt. Am meisten ausgesetzt waren die Grenzbezirke Wangen und Aarwangen. Hier tat auch der verbotene und um so eifriger gelesene „Schweizerbote“ Zschokkes seine geschickte Minierarbeit. Im Amt Aarwangen glomm noch unverjährter Hass aus einem Konflikt mit der Mediationsregierung. <sup>67)</sup> Auch die Persönlichkeit des Oberamtmanns von Lerber, einer übereifrigen, nervösen Rechthabernatur, wirkte nicht beruhigend in diesen aufgeregten Tagen. Wangen war der Propaganda solothurnischer Revolutionäre ausgesetzt. Burgdorf und das Emmental erregten die begründete Besorgnis der Landesväter. Ein Emmentaler hatte dort Unterschriften zur Vereinigung des Emmentals mit dem Aargau gesammelt, nach Zürich getragen und sich dessen in Zofingen gerühmt. In Burgdorf wollten sich zwei kommende Volksführer ihre ersten Lorbeeren holen. „Schon lange“, schreibt Bern an den dortigen Oberamtmann, „ist, durch junge Strudelköpfe angefacht und genährt, in der Stadt Burgdorf eine Gährung und ein Geist der Widerspenstigkeit“

---

<sup>65)</sup> Vgl. die Ergebenheitsadressen von Rüegsau und Langenthal in den Gemeinnützigen Schweiz. Nachrichten Nr. 18 und 37.

<sup>66)</sup> Tillier, Mediation II, 435.

<sup>67)</sup> Ueber den sog. Bannwartenhandel von 1803 orientiert Paul Kasser, Gesch. des Amtes Aarwangen, 277 f.

keit bemerklich. Insbesondere zeichnen sich die Gebrüder Schnell durch ihr beständiges Herumfahren und durch ihre verläumderischen, ruhestörenden Reden aus“. Bernerherren, so sagten sie jedem der es hören wollte, hätten nach England geschickt, um der Schweiz einen englischen Fürsten zu geben. In Wirklichkeit war es der Regierung mehr um ihre dortigen Kapitalien zu tun. Schon — es war Mitte Juli — wurde die bernische Gesandtschaft in Zürich von einem Professor Faesi gemahnt, vor dem Oberland auf der Hut zu sein.<sup>68)</sup>

So liessen denn allerhand Wetterzeichen die Gegner Berns hoffen, im Kanton selber die Gegenrevolution anzufachen. Ihrem Plan stand nur noch die langmütig-bedächtige Art des Bernervolkes im Wege. Die Solothurner machten sie darauf aufmerksam, dass es durch ein hinreissendes Beispiel erst gewonnen werden wolle. Auch dafür wusste Monod Rat: die neuen Kantone mussten eben den Stein ins Rollen bringen. Das Militär wusste er bereit. Da die längstgeplante Zusammenkunft des aargauischen und waadtländischen Militärchefs sich immer wieder verzögerte, war er auf folgende Idee verfallen: Im savoyischen Thonon, am gegenüberliegenden Ufer des Genfersees, hielt sich der General Dessaix auf, ein Freund der Waadt und warmer Befürworter der Vereinigung seiner Heimat mit der Schweiz, hoch im Ansehen durch kriegerischen Ruhm und Rechtlichkeit. Monod war mit ihm zu verschiedenen Malen in Paris zusammengetroffen. Der waadtländische Militärchef Guiguer von Prangins nun könnte sich, sozusagen aus eigenem Antrieb, aber doch im Auftrage seiner Regierung, zu ihm begeben. Als Ueberbringer Monodscher Komplimente würde er willkommen sein. Und dann wäre es nicht schwer, in vertraulichen Gespräche dem General einen Kriegsplan vorzulegen und ihn um dessen Gutachten zu bitten. Von

<sup>68)</sup> Die bedeutungsvolle Notiz im 43. Bericht vom 21. September.

einer nach allen Regeln der Kriegskunst entworfenen militärischen Schachpartie sollte aber Guiguer absehen. Der vorsorgliche Staatsmann in Zürich dachte an seine waadtländischen Milizen, denen man ein Verschmachten in ödem Lagerleben nicht zumuten konnte. Es handle sich mehr um eine plötzliche und äusserste Kraftanstrengung, um Vorwärtsstürmen und Erfolg haben. Man müsse auf die „Raubhöhle“ fallen und sie aufheben. Der General müsse aber dazu eine gute Landkarte und namentlich einen genauen Plan Berns vor sich haben. Nicht zu vergessen sei dann der Aargau, die Kombination der beiden Feldzüge und die Vereinigung der Truppen. Der Stoss müsse ins Herz des Feindes zielen.“ Quant à moi je crois toujours que c'est à Berne même, et que c'est là où il faudrait courir.“ Auch müsse er rasch geführt werden; wenn sich der Feldzug in die Länge zöge, sei zu fürchten, dass die Urkantone dem Aargau in den Rücken fallen würden. Die aargauischen Truppen schätzte Monod auf 8 Bataillone zu je 500 Mann, also 4000 Mann Auszügler, darunter 2 Bataillone Jäger, 4 Artillerie-Kompanien und 3 Kompanien Kavallerie; eine Reserve von 4000 Mann sei in Bildung begriffen.

Wie ein Hagelwetter, wenn möglich ohne ein regelrechtes Treffen, wollte man also über die Stadt kommen. Ein halbes Jahr später vertraute der Zürcher Staatsrat Finsler dem bernischen Gesandten an, dass man mit diesem Argument die Skrupel Zürichs zu heben versuchte.<sup>69)</sup> „Der Begriff eines Bürgerkriegs sei nur noch ein Schreckbild, denn die Aufständischen in den drei Kantonen seien so organisiert, dass die Regierungen, in sich selbst zusammensinkend, an keinen Widerstand mehr denken können. Am dritten Tag könne der Aufbruch von Lausanne in Bern eintreffen und so der Zweck wahrscheinlich ohne Blutvergiessen erhalten werden.“ Es war ein Glück, dass

<sup>69)</sup> Bericht aus Zürich vom Januar 1815.

Zürich sich durch diese frohe Zuversicht nicht beirren liess, obwohl der Köder, die permanente Vorortsstellung und ausschliessliche Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, seinen heissesten Wünschen entgegenkam. Im Zürcher Staatsrate beantragte damals Usteri die Zusicherung der Bundeshilfe an den Aargau; aber Finsler, der bereits Canning ins Vertrauen gezogen hatte, warnte eindringlich vor dem Bürgerkrieg, und die Mehrheit mit Reinhard schrak doch vor dem offenen Bruche mit Bern zurück. Monod selbst hatte Finsler verdeutet, dass die Waadt mit den übrigen fünf neuen Kantonen und mit zwei alten ein Schutz- und Trutzbündnis habe; das aufgefangene Schreiben liess darüber keinen Zweifel: St. Gallen, Aargau, Thurgau, Tessin, berichtete er, hätten sich zu ihm geschlagen, von Graubünden sei wegen dessen gegenwärtiger Lage nicht viel zu hoffen; hingegen sei Basel immer sehr gut gesinnt, desgleichen Zellweger von Appenzell; Glarus scheine sich auf die Seite der alten Kantone geschlagen zu haben, Schaffhausen erwarte man. Wenn man auch noch nicht mit Sicherheit auf Zürichs Hilfe rechnen könne, so würde es doch niemals mit Bern marschieren. Wenn Zürich sich zu der Neuen Schweiz schlage, hatte Monod zu Finsler bemerkt, so sei die Sache entschieden, das System der neuen Kantone siegreich und allgemein, Luzern und die kleinen Orte müssten dann von selbst fallen. Sein Brief schloss indessen weniger optimistisch: „Tel est l'état des choses, qui n'est pas brillant, mais qui est loin d'être désespéré: prudence, fermeté et activité, et s'il plait à Dieu, nous l'emporterons.“

Ein Brief aus der Waadt vom 3. August meldete: „On sait que le général Dessaix qui demeure à Thonon, et qui a commandé cet hiver contre le comte de Bubna, est venu à Lausanne s'aboucher avec le Petit Conseil, et qu'il commandera l'armée qui doit marcher contre vous.“ Die Idee Monods hatte offenbar dem Staatsrat eingeleuchtet.

Bern traf sofort seine Massregeln, um dem „Aufbruch von Lausanne“ das Spiel zu verderben. Vom 11. bis 22. August rückten zwei Kompanien Infanterie, eine Kompanie Scharfschützen, eine Artillerie- und eine Dragonerkompanie ein; die beiden Kompanien 7 und 9, deren Garnisonszeit um war, blieben. Man fasste die Verteidigung der Stadt ins Auge, die Verpallisadierung der Schanzen, Verlegung der Munition in die Stadt; man sorgte für Lebensmittel. Für die Aarbergerbrücke wurden Pechkränze bereitgehalten und die Zumauerung des alten Aarziehlers ins Werk gesetzt. In den Strättlinger Pulverturm legte man einen Vorrat von 200,000 Patronen. Effinger v. Kiesen wurde zum Stadtkommandanten erwählt.<sup>70)</sup> Am 14. beschloss der Rat, mit dem Bau einer Schanze auf dem Altenberg zu beginnen, damit die Stadt von dort aus nicht dominiert werden könne. Im Aargau erzählte man sich bereits drei Tage nachher von Sternschanzen und Fashinen im Rappental und Breitfeld. Aber merkwürdig, noch Mitte August zögerte der Kriegsrat mit der kostspieligen Beschaffung von Artilleriepferden. Er wusste selbst nicht, „ob die Lage unserer politischen Umstände so beschaffen seye, dass ohne weitem Aufschub zu diesen Massregeln geschritten werden müsse, oder ob es mehr um eine demonstrative Stellung zu tun.“

## VI.

Die fremden Minister in Zürich wollten es aber doch nicht zu „altschweizerischen Demonstrationen“ kommen lassen. Ein Ausschuss der Tagsatzung hatte die Erledi-

<sup>70)</sup> Rudolf Emanuel Effinger, Oberst, Herr zu Kiesen (1771 bis 1847), sass 1814 im Grossen Rat und im Kriegsrat. Ueber ihn Bern. Biographien II, 192 f.

gung der Gebietsansprüche durch Schiedsrichter aus neutralen Kantonen vorgeschlagen. Da jeder Annäherungsversuch der Gegner an dieser Frage scheiterte, beriefen Schraut, Capo d'Istria und Canning am 11. die Schweizer Reinhard, Mülinen, Wieland und Monod zu sich, um ihnen die Nachteile einer Zwangsvermittlung vors Auge zu führen. Den Bernern erwies Canning tags darauf die Ehre einer besonderen Audienz, um sie durch Verheissung eines Stückes vom ehemaligen Aargau und Drohung kategorischer Vermittlung mürbe zu machen. Mülinen traute der Sache nicht und verschanzte sich hinter das ad referendum; Fischer erklärte geradezu, er wolle auf den Vorschlag nicht eintreten. In der Tat zögerten Schraut und Capo d'Istria, obwohl mit einer „Grenzberichtigung“ einverstanden, ohne neue Instruktion ein bestimmtes Versprechen zu geben. Deshalb wurde eine zu deutliche Note Cannings durch eine andere ersetzt. Canning befragte die Berner um deren Redaktion und holte sich die prachtvolle Antwort, Redaktionen der Gedanken der Herren Minister vorzuschlagen sei nicht ihre Sache; sie hingen nicht an Phrasen, deren sie genug bekommen hätten. Die herbe Unterredung endigte mit dem Ausruf des Engländers: Glücklicherweise lebe er in einem entfernten Lande, wohin er zurückkehren könne. Die Schweizerluft mochte den Gesandten überhaupt übel bekommen, Fischer meldete einmal: „Capo d'Istria geht nach Baden, weil wir ihn krank vor Verdruss machen, der arme Mann! ich hätte Lust, ihm dort Gesellschaft zu leisten.“<sup>71)</sup>

Die Tagsatzung begriff aber, dass man, um der Zwangsvermittlung oder gar einer Aufteilung von Wien aus zu entgehen, sich verständigen müsse. Mitte August wurde der Vorschlag der Minister vom 13. angenommen. Die endgültige Redaktion des Bundesvertrages, des 6. in diesem Jahre, wurde mit einer Uebereinkunft versehen,

<sup>71)</sup> Fischer, Lebensnachrichten über Fr. Em. v. Fischer, S. 72.

welche die Erledigung der Gebietsansprüche dem Wiener Kongress überwies und die strittigen Gebiete bis dahin von der eidgenössischen Garantie ausschloss, den Kantonen aber jede Selbsthilfe untersagte. Man vertagte sich darauf bis zum 5. September.

Dieser Beschluss verhinderte wohl die Ausführung der geplanten Offensive, doch blieb bei der gegenseitigen Erbitterung und dem Widerstand von Aargau und Waadt gegen Schiedsgericht und Uebereinkunft eine Spannung bestehen, die jederzeit neue Ausbrüche befürchten liess. Im Aargau war die Organisation der Reserve im Gang. Am 10. August erliess die Regierung dazu, ermutigt durch Adressen der Bezirke Zofingen, Kulm, Aarau, Lenzburg und Brugg einen Aufruf zur Bildung von Freikorps: Artillerie, Scharfschützen und Reiter, die sich wegen ihres 12 Fuss langen Spiesses den stolzen Namen Aargauer Kosaken beilegte. Die „Trüllmeister“ hatten die Eingeschriebenen auf ihre Gesinnung hin zu prüfen. Die Infanterie sollte auf 50 Kompanien ergänzt werden. Auf allen Hauptmusterplätzen herrschte Sonntags ein reges Leben. Der nach Aarwangen zur Beobachtung der Grenze abgesandte Oberst May meinte zwar, gewiss etwas zuversichtlich, dass Bern in zwei Tagen Herrin der Aargauer sein könnte ohne einen Flintenschuss.<sup>72)</sup> Mit Behagen erzählte er die Krähwinklerepisode, wie sich zwei Kulmer Kompanien geweigert hätten, nach Rynach auf den dortigen Musterungsplatz zu gehen und nun Tag für Tag vier Mann in den Arrest wandern müssten, um am nächsten

<sup>72)</sup> Bericht von May aus Aarwangen, Kriegsarchiv, Akten, Band XII. Karl Viktor May (geb. 1777), Oberstleutnant 1802, Alt-Schultheiss von Büren und gewesener Oberamtmann daselbst (1803), im Grossen Rat 1814, hatte als Hauptmann im Regiment Rovéréa 1799 bis 1801 gedient und im Stecklikrieg 1802 den Befehl über die durch den Tod v. Werdts des Führers beraubten Rovéréaner übernommen. Einen „jungen, aber dennoch erfahrenen und mutigen Offizier“, nannte ihn Tillier bei der Gelegenheit. (Gesch. der Helv. Republik III, 190.)

Morgen durch vier andere abgelöst zu werden. Die Stimmung in Waadt und Aargau wurde durch Lieder warm gehalten. Dem heissblütigen Alexandre Vinet schien die Stunde des Aufbruchs zu lange zu zögern:

Prenons ces foudres de la guerre,  
 Défenseurs de la liberté!  
 Faisons éclater la tonnerre  
 Aux yeux de l'ours épouvanté!  
 Qu'il tremble au fond de sa caverne!  
 Bientôt nos bras l'iront chercher.  
 Frémis audacieuse Berne!  
 Vers tes murs nous allons marcher.

Der Aargauer Poet, vielleicht Zschokke, beschwor hingegen die Erinnerung an eine grause Vögtezeit:

Was wollen im Aargau die Berner wohl tun,  
 Als herrlich sich pflegen und nähren?  
 Ermüdet vom Jagen auf Polstern ruhn,  
 Und Zehnten und Zinse verzehren,  
 Und weidlich sich kühlen den herrischen Mut,  
 Und Schätze sich sammeln von unserem Gut?

Durchmarschierenden Zürcher Truppen wurde versichert, man wolle sie in Bern vergiften.

Dem gegenüber klagte der bernische Oberst, der militärische Geist des Landvolkes sei erloschen, der Auszug hier nicht bereit, von der Landwehr gar nicht zu reden. Um nun, wie er sich ausdrückte, der Stimmung des Volkes einen lebhaften, den Zeitumständen angemessenen Schwung zu geben, das Volk der Regierung näher zu bringen, die Uebelgesinnten in ihren Aeusserungen und allfälligen Unternehmungen zu paralysieren, beschloss Bern, das aargauische Beispiel nachzuahmen und Freiwilligenkompanien zu errichten. Es war das eine nicht zu verachtende Vermehrung der militärischen Macht und zugleich ein unvergleichliches Mittel, die Stimmung des Volkes zu sondieren. Bereits hatte man Offiziere in die Aem-

ter Fraubrunnen, Wangen, Aarwangen und ins Oberland entsendet, deren Mission neben militärischen Zwecken auch der Absicht entsprang, mit dem Landvolke engere Fühlung zu suchen und dessen politische Denkart zu erforschen. Den Oberämtern wurde nun zu verstehen gegeben, dass die Errichtung von Freikorps den Kantonsnachbarn und dem Auslande das Bild eines zu freudigem Opfermut gegen seine Regierung entschlossenen Volkes zu geben. Mehr dem heimatlich-nüchternen Ideengang angepasst, wurde beigelegt, dass nach Kenntnis von Charakter und Geist des Landvolkes der auf den Sonntag anbefohlene Kanzelaufruf die Menge kaum begeistern werde, dass es daher gut sein würde, schon vorher gutgesinnte und angesehene Männer dafür zu gewinnen. Diese hätten alsdann durch ihre „Privat-Canäle“ die Volksstimmung zu bearbeiten und schon vor dem Sonntag eine beträchtliche Anzahl Unterschriften zusammenzubringen. Würden die Beamten vorangehen, so besäße das Volk Ehrgefühl genug, um in einer so schönen und edlen Handlung nicht zurückzubleiben. Das Oberamt sollte alle geheimen Triebfedern in Tätigkeit setzen; zweckmässig wäre es vielleicht, den hergerufenen Beamten eine kleine Erfrischung von Wein und Brot geben zu lassen.<sup>73)</sup>

So sah die Regierung der Aushebung doch mit einer gewissen Aengstlichkeit entgegen, und die Stimmungsberichte von Militärs bestärkten sie darin. Der Oberamtmann von Trachselwald rapportierte zwar: „Die Erfrischung wurde von mir besorgt und hat, soviel ich merken konnte, keinen übeln Eindruck gemacht.“ Aber May, der seine Pappenheimer kannte und versicherte, dass man mit einer blossen Proklamation in den zwei Aemtern Wangen und Aarwangen nicht einen Mann auf die Beine bringen könne, und riet, an einem schönen Tage die Auszüge mit Musik exerzieren zu lassen, der Glanz der Uniform würde

<sup>73)</sup> Vgl. Man. 21 (des Kriegsrats), 15. August, 7. August, S. 117 f.

mehr blenden als die feurigste Rede, schien recht zu haben. Am 25. August erliess die Regierung ein zweites Kreisschreiben, das durchblicken liess, wie wenig man sich in vielen Gegenden beeilte, in dem Ding zu sein. Die Hauptabsicht, eine „dem Vaterlande nützliche Commotion zu erregen“, war zum Teil kläglich gescheitert. Aarberg, Büren, Konolfingen, Trachselwald, Nidau, Erlach und Signau hatten den Erwartungen nicht entsprochen. Ganz ungenügend waren die Resultate von Frutigen, Saanen, Blankenburg. Missverstand über die wahren Absichten der Regierung, entschuldigt sich der Oberamtmann von Signau, als auch arglistige Entstellung derselben durch Uebelgesinnte hätten dazu beigetragen. An vielen Orten schreckte der Widerwillen gegen die Beamten und deren aufdringliche Werbearbeit die Leute ab. In den Aemtern Thun und Interlaken, die doch neben Wangen, Seftigen, Wimmis und Oberhasle durch ihr gutes Resultat befriedigt hatten, machte sich der lang verhaltene Groll in einer Aufstandsbewegung Luft. Missverständnisse bei der Aushebung und die Nervosität des Oberamtmanns, der allzu voreilig Verhaftungen vornahm, führten zu einer Zusammenrottung. Das aufgeregte Volk fasste eine Bittschrift ab, und als seine Abgeordneten von Wattenwyl sehr ungnädig aus Bern verwiesen wurden, versuchte ein Ausschuss, die Gemeinden unter die Waffen zu rufen. Auch reisten zwei Leiter der Bewegung nach Zürich. Aber die Regierung, schon im Juli gewarnt, liess der Bewegung nicht Zeit, Thun und das Simmental zu erfassen. Am 28. August wurden Interlaken und Thun besetzt, der Ausschuss hatte sich bereits aufgelöst, und das gerichtliche Nachspiel konnte beginnen. Schwer lag die Hand der Regierung auf den unglücklichen Schuldigen, die doch mehr in Worten als in Werken gesündigt hatten, und zeigte, dass man in Bern doch einige Stunden gezittert hatte. Man vermutete Verbindungen mit den Unzufriedenen des

Emmentals und wohl auch des Aargaus. In den neuen Kantonen jubelte man über den Fortschritt des Gemein-geistes in den letzten 13 Jahren, der doch bewirkt hätte, dass das Volk nicht mehr ganz aristokratische Regierungen vertragen könnte.<sup>74)</sup>

Anfangs September fand auf Einladung Berns eine halboffizielle Konferenz der drei Kantone in Murten statt. Bern war bereit, hier seine „concilianten Gesinnungen“ zu zeigen. Aber an seinen Forderungen scheiterten doch die Verhandlungen. Bern hatte eine Berichtigung der Angelegenheiten zwischen sich und dem Aargau ohne Dazwischenkunft der Waadt und für die letztere die Zahlung einer Entschädigungssumme vorgeschlagen. Ferner war es bereit zur Entgegennahme von Vorschlägen für die Einverleibung des ehemals bernischen Aargaus. Der Sprengungsversuch wurde von der Waadt zurückgewiesen; die Aargauer antworteten, da sie das Ihrige schon zu verteidigen wüssten und von Bern nichts begehrten, hätten sie keine Propositionen zu machen. Zwei Tage später, am 6. September, trat die Tagsatzung zusammen; so blieb die Absicht Berns, die Zwistigkeiten unter sich ohne fremde Hilfe zu lösen, ein frommer Wunsch.<sup>75)</sup>

Der neue Kampf der Geister, bei dem wieder alles in die Brüche zu gehen drohte, endete schliesslich mit einem Kompromiss. Die Garantie im Bundesvertrag wurde auch auf die strittigen Kantone ausgedehnt und der Gebietsstreit ausdrücklich ausgenommen vom Schiedsgerichtsverfahren. Dafür sollte das schiedsgerichtliche Verfahren von der Behandlung der ökonomischen und finanziellen

<sup>74)</sup> Ueber die Unruhen im Oberland vgl. Paul Hopf, der Oberländ. Aufstand 1814, Thun 1904 und Luginbühl, Kt. Aargau 101/102. Oechsli II.

<sup>75)</sup> Die Anregung zur Konferenz war von einem Weinhändler und Dragonerhauptmann Graf ausgegangen, der mit Zeerleder bernischer Abgeordneter wurde. Vom Aargau waren Suter und Bertschinger anwesend. Fischer, v. Wattenwyl 333, Luginbühl, Kt. Aargau 105. Man. II, 238/239. Tillier.

Ansprüche vom Bundesvertrag unzertrennlich sein und widerstrebenden Kantonen wurde die Ausschliessung aus demselben angedroht. Am 12. September wurde sodann die Gesandtschaft an den Wiener Kongress ernannt.

Die Stimmung der neuen Kantone wurde durch die Aussicht auf erneutes Unterhandeln, bei dem die Diplomaten am Ende doch noch das Land verschachern konnten, kaum rosiger. Dazu reichten die reaktionären Stände jetzt ihre genau formulierten Ansprüche der Tagsatzung ein. Die Urkantone verlangten u. a. die Schlösser in Belenz und die ehemaligen Zollfreiheiten, Uri überdies Livinen zurück; Schwyz und Glarus erhoben Anspruch auf Uznach, Gaster und Sargans. Nach altbewährter Gewissenhaftigkeit berechnete Bern seine Geldforderungen an die Waadt auf 4,657,061 Schweizerfranken, 1 Batzen und 6 Rappen. Die neuen Kantone sahen sich, auch bei allfälliger Anerkennung ihrer Integrität in Wien, von schweren finanziellen Lasten bedroht. Während nun Waadt und Aargau die Konvention beharrlich verwarfen und den Bundschwur hinauszögerten, in der Hoffnung, dass der Wiener Spruch dann doch den ganzen Schiedsgerichtsapparat überflüssig machen müsste, drängte Bern plötzlich um so ungeduldiger darauf hin, um die Widerstrebenden vom Bunde ausschliessen zu können. Auch sonst schien sich die Lage wieder bedenklich zu verschlimmern. Schwyz und Nidwalden setzten am 17. September mit grossem Pomp die Erneuerung des Bundes von 1315 in Szene; in St. Gallen, im Wallis, und namentlich im Tessin tobten Wirren; in Zürich selbst erwartete man jeden Augenblick einen Beschluss der Schwyzer Landsgemeinde, sich mit gewaffneter Hand in den Besitz von Uznach zu setzen. Dann wäre allerdings der Funke ins Pulverfass geflogen.

Sicherm Vernehmen nach sei im Aargau die Spannung aufs höchste gestiegen, schrieb Stürler anfangs Sep-

tember nach Bern. Feer meldete unterm 3. an Stapfer: „Der Geist des Kantons zeigt sich immer herrlicher; nicht nur haben sich ganze Gemeinden und in den übrigen fast alle Waffenfähigen als Freiwillige eingeschrieben, sondern es sind schon wirklich ganze Korps oder Kompagnien von Scharfschützen, Kanonieren und eine Kompagnie oder fast 200 Kosaken oder Lanceniers organisiert, und es würde sogar gefährlich sein, für die geheimen Freunde von Bern, ihre Bedenken zu äussern, sie wären in augenscheinlicher Gefahr, insultiert zu werden. Alle Wochen erscheinen neue Kriegslieder..., im Pays de Vaud ... herrscht derselbe Geist, und alles ist kriegerisch gestimmt.“ Bern betrieb mit vermehrtem Eifer die Schanzarbeiten an der Hauptstadt. Auf den Höhen erstanden die alten Wachtfeuer. Sie verschwanden zwar bald wieder, weil die Regierung fürchtete, die Untertanen möchten bei allfälligen Aufständen einen falschen Gebrauch davon machen. Das Schloss Burgdorf wurde instand gesetzt; in der Hauptstadt organisierte Mutach ein Studentenkorps. Die Einschreibelisten für die Freikorps wiesen die hohe Zahl von 11,313 Mann mit 571 Vorgesetzten auf. Der „Schweizerbote“ wies allerdings darauf hin, dass wohl mancher ohne sein Wissen zu der Ehre der Freiwilligkeit gekommen sein möchte. Von dieser Schar war etwas mehr als der zehnte Teil bewaffnet, ein deutliches Zeichen des Gewehrmangels. Die waadtländische Grenze wurde sorgfältig beobachtet. Bereits im August war der Oberstleutnant Grafenried von Sumiswald ins Obersimental gesandt worden, um die Gegend von Saanenmöser und Lenk zu rekognoszieren. Die Pässe sollten im Notfall mit 200 bis 300 Auszögern verteidigt werden. Grafenried fand allerdings, dass es infolge der bisherigen defensiven Massnahmen — ein wichtiges Geständnis — sehr nachteilig sei, dass die vorteilhaften Positionen im Oberland in Feindeshand sich befänden. Obschon Saanen und Obersim-

mental gebirgig seien, „so bieten sie doch keine so vorteilhaften Pässe wie etwa bei Termopyle an.“ Auch er fand den Rückzug gefährlich für Volk und Offiziere. Ende August waren über 350 Mann im Oberland.<sup>76)</sup>

Im andern gefährdeten Grenzbezirk, in Aarwangen, war man auch ziemlich nervös geworden. „Harmlose aargauische Männer und sogar Weiblein, die den Huttwyler Markt besuchten, wurden als vermeintliche Spione aufgegriffen, ins Gefängnis gesteckt und auf Briefe der aargauischen Regierung untersucht.“<sup>77)</sup> Seit 1812 residierte dort als Oberamtmann Franz Ludwig von Lerber.<sup>78)</sup> Er eignete sich nicht für einen Aussenposten. Oberst May hatte seine liebe Not mit ihm. Sie sollten Lerber doch um Gotteswillen in Bern über seine Mission aufklären, schrieb er am 17. nach Bern, von ihm nehme er doch nichts an, „car il est entêté, de ses mérites transcendants comme une mule“. Er erscheine dem Amtmann bei dessen unermüdlichem Eifer und Geschäftigkeit höchst überflüssig; seine ganz ehrerbietigen Vorstellungen würden als Schikane aufgefasst. Ebenso gäbe Lerber den bestgemeinten Vorschlägen anderer nicht das geringste Gehör. So erfuhr denn auch May bald, was er vermuten konnte „in Betracht der allgemeinen Stimmung gegen das Oberamt und dessen Handlungsweise“. Der Oberst hielt es übri-

<sup>76)</sup> Kriegsarchiv, Akten XII, 655 und 727, Man. 21, S. 78.

<sup>77)</sup> Haller, Herzog von Effingen, 68/69.

<sup>78)</sup> Akten des Geh. Rats, Bd. 23. Franz Rudolf v. Lerber (1757 bis 1821), 1795 im Grossen Rat, 1798 in der provisorischen Regierung, 1803 bis 1813 im Grossen Rat, seit 1803 Präsident des Kantonsgerichts, 1807 Mitglied der Appellationskammer, Oberamtmann v. Aarwangen seit 1812. Sein Sohn Karl Anton (1784 bis 1837), vermählt mit einer Tochter des helvetischen Direktors Glayre, wurde 1833 Landammann und Schultheiss der Republik Bern.

Charakteristisch für den Oberamtmann v. Lerber ist der Nekrolog in der Schweiz. Monatschronik 1822: „Ja, man kann von ihm sagen, dass er sein Ende durch den Dienstefier für das Vaterland befördert hat.“

gens nicht lange aus; nach einem heftigen Auftritt mit dem Alleswisser kehrte er verärgert nach Bern zurück. Der kriegerische Sinn des Oberamtmanns, der „denselben etwas laut und gegen jedermann ausspricht, als sollte man ohne Verzug, sowie auch ohne Hindernisse, auf Aarau marschieren und den Aargau militärisch besetzen“, war auch schuld, dass das Erscheinen Mays mit seinen Begleitoffizieren beim Wochenmarkt in Langenthal den Wahn von einem bevorstehenden Zug in den Aargau allgemein bestärkt hatte. Der Oberst wollte übrigens unter andern Mitteln auch das der Bestechung aargauischen Militärs nicht verschmähen. Leider sei, so schrieb er nach Bern, der Festungskommandant von Aarburg, Oberst Müller, nicht zu gewinnen; er wäre aber aufzuheben, da er als Gerichtsschreiber jeden Morgen nach Zofingen wandere. Zu gewinnen wären der Artillerie-Hauptmann Scheuermann und der Vizekommandant Jägerhauptmann Bachmann, „so auch ein Handwerker und armer Mann ist.“ Die Ereignisse des 22. Oktobers rechtfertigten übrigens bald darauf die Wachsamkeit des nervösen Oberamtmanns.

---

## VII.

Seit Anfang Oktober war der Schwerpunkt der eidgenössischen Angelegenheiten nach Wien verlegt worden. Die Erwartung eines fremden Machtspruches vermochte nicht resignierte Ruhe aufkommen zu lassen. Das Verfolgen des Kampfes in der Ferne war zu aufregend. In welches Auf und Ab internationaler Diplomatie gerieten ja nicht die heimatlichen Interessen, um mit der grossen Masse der fremden hundertfach verquickt zu werden. Die neuen Kantone vertrauten auf ihren kaiserlichen Schutzengel; Laharpe selber weilte in Wien. Nur wollte dessen Ideenschwärmerei nicht so recht in die hohe Politik pas-

sen. „Der edle Laharpe“, vertraute Stapfer Usteri an, „glaubt die Höfe zu kennen und ist in vielem noch ein wahres Kind, das sich seinen Launen ungehalten überlässt. Was Sie mir von seinen abenteuerlichen eventuellen Vorschlägen anvertrauen, wundert mich um so weniger, da er mir alle diese schönen Sachen mehr als einmal gezeigt und im gleichen Sinn gesprochen hat. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass er sich seinem erhabenen Freunde ganz so mitteilt, und da dieser eine sehr gesunde Urteilskraft hat, so gehört seine ganze Liebe für seinen Lehrer und seine Hochachtung für dessen Charakter dazu, um nicht sein Ohr in politischen Geschäften zu versagen zuweilen versucht zu sein.“<sup>79)</sup> Nach der Rückkehr Napoleons plauderte er aus, dass er dessen Regiment der Bourbonenherrschaft als auf eine liberalere Basis gegründet, vorziehe. Dafür beargwöhnte man ihn dann in Wien als einen Spion des Korsen.<sup>80)</sup> Es war den Freunden der Neuen Schweiz ein Trost, dass Rengger am Kongress wirkte.

Der bernische Gesandte Zeerleder durfte auf die Sympathien Oesterreichs und Englands hoffen; wenn dann erst noch Frankreich sein gewichtiges Wort mitreden durfte, waren die Aussichten verlockend. In ängstlicher Erwartung bangten Waadt und Aargau vor den Wechselfällen der Diplomatie. Für sie lag die Versuchung nahe, noch vor einer ungünstigen Wendung der Dinge mit den Waffen die Entscheidung zu erzwingen und so den Kongress vor ein *fait accompli* zu stellen. Die andauernden Wirren in St. Gallen, Tessin und Wallis, der kritische Zustand von Freiburg und Solothurn, die vielverheissende Empörung im Oberland selber drängten förmlich dazu. Anfangs Oktober konnte sich von Mülinen trüber Gedanken nicht mehr erwehren. Sollten die letzten Blätter der vaterländischen

<sup>79)</sup> Stapfer an Usteri, 4. März 1815, Quellen XII, 191/192.

<sup>80)</sup> Der Kämmerer Anton von Salis-Soglio an Johann v. Salis, 24. April 1815. Korresp. v. Salis IX, „Rapport über die allgemeine Lage“, 3. Oktober.

Geschichte, so fragte er sich, mit dem in wilder Empörung vergossenen Blute geschrieben werden, zum grellen Abstände jener schönen Tage, deren Erinnerung nur den Schmerz über den heutigen Anblick zu schärfen geeignet sei.

Noch ehe aber der Plan in den neuen Kantonen ausreifen konnte, erachtete die Freiburger Regierung die Zeit für gekommen, Oppositionsgelüsten in ihrem Kanton für immer den Riegel zu schieben. Dort hatten sich am 28. August 18 der Missvergnügten durch einen Kompromiss verpflichtet, eine andere Verfassung anzustreben, jedoch nur durch ehrliche, jedes biedern, freimütigen und unbescholtenen Mannes würdige Mittel. Diese Patriotengruppe aber wich vom legalen Wege ab, als sie die Hilfe der fremden Gesandten anzuflehen sich anschickte. Dazu mochte sie wohl das Beispiel der Solothurner Genossen ermutigt haben. Dass sie aber auch bei der Waadt anklopfen, war zum mindesten eine Unklugheit. Bereits am 2. September wusste Freiburg um geheime Konferenzen von Praroman, Duc und Chappuis mit Pidou, Muret usw. Monod, an den sie sich dann wandten, ermunterte sie, ihr Anliegen den Ministern in Zürich vorzutragen. Er entschuldigte sich später vor der Tagsatzung, dass das gleiche auch in Solothurn, ja selbst in Zürich stattgefunden hätte, ohne viel Aufsehen zu machen. Capo d'Istria hätte sich darauf mit seinen Kollegen beraten und durch Monods Vermittlung eine Denkschrift von Chappuis empfangen. Dann sei die Deputation selbst in Zürich erschienen — „et voilà cette fameuse conspiration dont on parle tant!“ Diese unschuldige Darstellung fand auf der Tagsatzung wenig Glauben.<sup>81)</sup> Ob sie den Tatsachen entsprach, bleibe

<sup>81)</sup> Protokoll über die Sitzung vom 8. Februar 1815, im bernischen Gesandtschaftsbericht. „Monod fand damit nicht grossen Eingang, und sein Stillschweigen auf die darüber gemachten sehr kurzen, aber eben nicht sehr verbindlichen Bemerkungen zeugte von dem Gefühl seiner Schwäche.“

dahingestellt. Jedenfalls konnten die Gegner schon in seinem berühmten Brief vom 25. Juli eine Andeutung über die Aufwieglung Freiburgs und des Oberlandes finden. Ein Sendling der Waadt bemühte sich denn auch, die Stimmung im romanischen Teil des Kantons und besonders im Greyerz zu erkunden.<sup>82)</sup> Freiburg wurde gewarnt: „Il est revenu, et a rapporté que l'on était fort bien disposé dans le sens jacobin, prêt à s'insurger . . . et prêt à se joindre aux Vaudois pour marcher sur Berne. Soyez sur vos gardes dans la gruyère.“ Die Regierung liess sich das nicht zweimal sagen. Sie veranlasste Bern, am untern Tor den Studenten Frossard, der nebst 20 Exemplaren der Chappuischen Schrift für Wien Briefe von Duc an Monod, Rengger und andere auf sich trug. Es ging daraus hervor, dass zwar der Führer der Missvergnügten Rengger versicherte, zur Verhütung eines allgemeinen Bürgerkrieges jede gewaltsame Revolution zu vermeiden, dass er aber andererseits Monod zu verstehen gab, bei der Apathie und Indolenz des Freiburger Volkes und des unzufriedenen Adels sei eine plötzliche Erhebung wohl das beste, um den Umsturz herbeizuführen; es bedürfe dazu bei der gegenwärtig herrschenden Mißstimmung nur eines Anstosses. „Cependant si l'on connaissait bien les intentions des ministres . . . alors l'on pourrait hasarder l'explosion.“ Diesen Andeutungen gab die in Zürich weilende Delegation, bestehend aus Praroman, Chappuis und dem Altrats herr Blanc den nötigen Nachdruck. Jetzt schritt das Patriziat ein. Duc wurde am 22. September verhaftet. Sein Verhör enthüllte die Umtriebe des waadtländischen Postdirektors Oboussier als Verbreiter verschiedener von den Freiburger Unzufriedenen verfassten Flugschriften. In wiederholten Noten verlangte deshalb der Freiburger Staatsrat von der Waadt die Einziehung der bereits aus-

<sup>82)</sup> Nr. VI der Correspondance secrète: „C'était un certain Fiaux, employé aux Postes et assesseur du juge de paix“.

gestreuten Exemplare; doch diese stellte sich taub und gab schliesslich nur ausweichende Antworten. Der ganze Notenwechsel zwischen den „Fidèles et bons amis, très chers Confédérés“ ist ein Kabinettsstück unfreiwilliger Komik und zeigt, unter welcher glatter Aussenseite die Diplomatie ihre Gefühle zu verbergen versteht. <sup>83)</sup>

Der ganze Handel hatte für Bern noch ein unangenehmes Nachspiel. Seine Regierung war von Freiburg ersucht worden, die drei Sendlinge in Zürich bei ihrer Rückkehr festzunehmen. Diese hatten von der Sache Wind bekommen und wandten sich von Aarau aus an den österreichischen Gesandten von Schraut, der sie wirklich mit Pässen und einem förmlichen Geleitsbrief versah. <sup>84)</sup> Bern, das von seinem Souveränitätsrecht eine von der Schrauts verschiedene Auffassung hatte, liess die drei gleichwohl am 2. Oktober, einem Sonntag, bei ihrer Ankunft in Murgenthal verhaften und nach Freiburg überführen. „Les Messieurs de Berne sont fiers!“ meinte einer von ihnen. <sup>85)</sup>

In der Tat brauste Schraut auf und forderte ihre Freilassung bis zum 8. Oktober. Aber auch Bern war aufgebracht über diesen „anmasslichen völkerrechtswidrigen Schritt, in einem fremden Lande für fremde Leute, und zwar Ruhestörer, ohne der Souveränen Regierung von Bern davon im geringsten Kenntniss zu geben“. Es ging darüber hinweg. Da liess der Gesandte den Schild von seiner Wohnung herunternehmen und siedelte nach Zürich über. Canning führte dort den bernischen Gesandten zu

<sup>83)</sup> Correspondance secrète XI—XVII.

<sup>84)</sup> „Inhaber dieses . . . hat gegenwärtige Urkunde nicht allein statt Passes, sondern, erscheinendenfalls, als sichern Geleitsbrief dergestalt zu dienen, dass sich niemand begeben lassen wird, unter irgend welchem Vorwand dieselben auf ihrem Wege hierher anzuhalten.“

<sup>85)</sup> Blanc. Er fügte hinzu: „Und wann ich ein Bürger von Bern wäre, so wäre ich auch ein Partisan von Bern.“ (Rapport des Feldwebels Freudenberger, Akten des Geh. Rates 19 III, wo die Akten des Schrauthandels zusammengestellt sind.)

Gemüte, dass der Schritt Berns, auch wenn er staatsrechtlich gerechtfertigt wäre, doch höchst unpolitisch sei. Damit hatte er zweifellos recht. Zwar Bern tröstete sich damit, dass, wenn es wirklich alle Vergünstigungen in Wien aufs Spiel zu setzen Gefahr laufe, dann ohnehin von dort nicht viel Gutes zu erwarten sei. Der Konflikt mit Schraut verfehlte nicht, auf Bern von neuem ein sehr ungünstiges Licht zu werfen; die Schritte Cannings und Krüdeners gegen die Stadt erregten das Frohlocken der Gegenpartei. Selbst ein Mülinen hätte die Sache lieber rückgängig gemacht. Freiburg strafte mit eiserner Zuchtrute, obgleich Schraut und Krüdenner zweimal Amnestie oder wenigstens Aufschub des Urteils verlangten. François Duc wurde zu zweijähriger Einkerkerung und nachheriger lebenslänglicher Verbannung und Zahlung von 8000 Franken Busse verurteilt; 11 weitere Angeklagte kamen mit Hausarrest, Amtsentsetzung, Polizeiaufsicht bis auf 20 Jahre und Zahlung einer solidarischen Busse von 12,000 Franken davon. Bern hatte später die Genugtuung, dass das Eingreifen Schrauts an höchstem Orte missbilligt wurde.

---

### VIII.

Laharpe hatte Ende September aus Wien geschrieben: „On sera charmé de terminer nos affaires au plus vite pour en être débarrassé.“ Er täuschte sich; Oktober und der halbe November vergingen über Empfängen und der Bestellung eines Ausschusses für die schweiz. Angelegenheiten. Es ging der Neuen Schweiz zu lange. Schon in der zweiten Hälfte des Oktobers holte sie, diesmal mit dem Aargau im Vordertreffen, zu einem weitangelegten Hand-

streiche aus. Der Juniputsch in Solothurn, der Aufstand im Oberland und die jüngsten Vorgänge in Freiburg schienen anzudeuten, dass die morschen Sessel der Oligarchen nur einer kleinen Erschütterung bedürften, um ruhmlos im Staub zusammenzubrechen. Um ganz sicher zu gehen, wurde der Umweg über Solothurn gewählt. Der klägliche Zustand der durch persönliche Rivalitäten zerrissenen dortigen Aristokratie kam den Plänen der Umsturzpartei nur allzusehr entgegen. Das markanteste Mitglied der aargauischen Regierung, Kriegsratspräsident Herzog von Effingen, entwarf mit den Häuptionern der solothurnischen Unzufriedenen den Plan eines nächtlichen Handstreichs auf die Stadt.<sup>86)</sup> Nach gehörigen Aufmunterungen und der Zusicherung von „beiläufig 4000 Mann“ bestimmte man den 21. Oktober zum Losschlagen. Nach dem Falle Solothurns sollte es dann, gemeinsam mit aargauischen Truppen, über Bern hergehen. Eine Diversion vom Oberland her sollte die Stadt im Rücken fassen. Im Oberland bestand wirklich die Absicht, die Gefangenen vom Schlosse Thun zu befreien; die andauernde Gärung wurde von Nidwaldner Conventikeln, Versammlungen von Unzufriedenen aus den aristokratischen Nachbarkantonen, unter denen die entflohenen Blatter und Seiler besonders rührig waren, eifrig unterhalten. In Luzern, Freiburg und im Oberland sollte ferner zu gleicher Zeit der Aufruhr emporlodern. Ein Berner Bericht sprach sogar von Basler und Zürcher Truppen, die bei der Einkreisung des Bären mithelfen sollten. Es sickerte aber allerhand von dem Geheimnis dieses regelrechten Freischarenzugs durch: unbestimmte Gerüchte stempelten den Oltener Markt vom 17. Oktober zum Ausgangspunkt der Untersuchung. Bern, durch dringende Warnungen Solothurns beunruhigt,

---

<sup>86)</sup> Correspondance secrète von Nr. XXV an. Man. II, 382 f. Tillier, Restauration I, 228 f. E. Münch, Erinnerungen (1836) I. 57. Gesandtschaftsbericht aus Zürich. Haller, Herzog v. Effingen, S. 70 f. Oechsl II.

stellte in Herzogenbuchsee Nachtwachen auf, wahrscheinlich schon am 12. und 13., hielt die Mannschaften von Fraubrunnen, Wangen und Aarwangen in Bereitschaft und stationierte in Wangen Offiziere. Solothurner Berichte sprachen von einem Anschlag auf die dortigen Amtswohnungen.

Der Geheime Rat wollte indessen diesen Gerüchten und Nachrichten von „weitausschauenden Plänen“ nicht so recht Glauben schenken. Die Ruhe am 17. und an den darauffolgenden Tagen bestärkte ihn darin. Er schrieb damals an die Oberämter: „Unstreitig hat sich in den letzten Tagen in mehreren Gegenden des Kantons Solothurn und namentlich um Olten einige Spannung gezeigt, allein die Berichte darüber sind überspannt.“ Er übersah auch die Meldung von einer Versammlung unzufriedener Oltenner und anderer solothurnischer Angehöriger bei dem Friedensrichter Hauri in Aarburg in der Nacht vom 19. auf den 20. Gerade hier aber war der Zeitpunkt des Losschlagens auf die Nacht vom Freitag auf Samstag, den 21./22. festgelegt worden. Freitag vormittag tagte im Krentzenwald unweit Solothurn eine Versammlung. Hier drang man eifrig auf die sofortige Ausführung des Insurrektionsplanes. Aber im letzten Augenblick entfiel den Solothurnern der Mut. Bei den Unzufriedenen befand sich auch der Schwager des Schultheissen Glutz, Oberst Karl Schmid. Verletzter Ehrgeiz hatte ihn, den ein Zeitgenosse als einen „vom Hochmutsteufel überaus geplagten Roué von ehemaligem Offizier in französischen Diensten“ charakterisiert, in die Reihen der Missvergnügten getrieben. Aber ihm war bei der Sache nur halb wohl. Sein Sohn und ein Landvogt Schwaller rieten dringend, vom Plan abzustehen. Es scheint, dass man auch dem Versprechen eines der Rädelsführer, Zeltner, von Aufständen in Luzern, Freiburg und im Oberland nicht traute. Er hatte früher schon alles als sehr leicht hingestellt. Kurz, die

Verschwörer gingen unschlüssig auseinander, nachdem sie um 1 Uhr mittags einen Bauern aus dem Leberberg als Eilboten mit der Absage nach Aarburg abgefertigt hatten.

Indessen — ob der Gegenbefehl zu spät kam, ist nicht zu ermitteln — wimmelte Aarau in der Nacht vom 21. auf den 22. von Bewaffneten. Man hoffte auf Zuzug von Basel und Zürich; man sprach bereits vom Zuge nach Bern, Freiburg und Luzern und vermeinte, auf der ganzen Strasse des Gaues einen grossen Anhang zu finden. Der Leiter dieser Patrioten, Kriegsratsschreiber und Hauptmann Bär — Herzog selbst war abwesend — rückte mit einem ersten Trupp von ungefähr hundert Mann, teils von der Aarauer Standeskompanie, teils Freiwillige, über Schönenwerd vor Olten. Er führte zwei Kanonen mit sich. Hier sandten sie eine Patrouille gegen die Brücke, die sie wider Erwarten bewacht fanden. Das Städtchen selbst war durchaus ruhig. Fischer weiss aus „sehr guter Quelle“ hinzuzufügen: „Bei einem der ersten Häuser in Olten fragten sie einen gewissen Trog, ob die Brücke offen sei. Er wollte wissen, wohin sie marschieren wollten, und als sie antworteten: gegen Solothurn, drohete er ihnen, worauf einige wieder heim und die übrigen nach Aarburg gingen. Der Plan war verraten.“

Wirklich kehrte der Hauptmann Bär, der sich einige Tage später im „Wilden Mann“ in Aarau vermass, die bernischen Schanzen samt der Stadt einzunehmen, wie er eine Schokolade verschlingen würde, und wiederholt versicherte, Bern sei das letzte Zucken der Schlange usw., ziemlich ruhmlos mit seiner Schar über Aarburg heim. Vielleicht vermochte der reichlich genossene Wein, den Herzog in einem Brief an Frau Schultheiss Glutz erwähnt, der kalten Nachtluft nicht mehr entgegenzuwirken, vielleicht erschien ihnen ein weiteres Vordringen ins nächtliche Dunkel beim Fehlen jeglicher Nachricht nicht ratsam. Die Magenwürste, mit denen sich die Tapfern vor

dem Auszug die Taschen vollgestopft hatten, waren bei ihrer Rückkunft in Aarau noch warm, weshalb der Volkswitz das nächtliche Abenteuer den „Magenwurstkrieg“ taufte. — Ein zweiter Trupp von zirka 180 Mann Infanteristen, Scharfschützen und Kanoniere machte, da ihn die Gegenordre der Solothurner Genossen erreichte, schon im solothurnischen Dorfe Dänikon kehrt.

Um der Stimmung den nötigen Schwung zu geben, war zu gleicher Zeit ein wahrscheinlich in Basel gedruckter „Aufruf an die Schweizer“ verteilt und von Aarau aus massenhaft mit der Post in die Nachbarkantone geworfen worden. Es war nicht so sehr übertrieben, wenn ein Berner darüber urteilte, die Schrift dürfte in der ganzen Revolutionsgeschichte kaum ihresgleichen haben. Zur Einleitung diente trefflich die gerade hochaktuelle Wilson-Affäre.

Der englische General Wilson hatte in Basel geäußert, der Durchmarsch der Alliierten durch die Schweiz habe die britische Regierung 100,000 Pfund gekostet, die in bernische Taschen geflossen seien. Die über Bern noch immer sehr erbitterten Basler bezogen im Stadtklatsch diese Summe auf die Berner Regierung, und als der Geheime Rat in Bern eine Untersuchung veranstaltete, erschien die Aussage des Statthalters Gysendörfer, die jetzt im „Aufruf“ abgedruckte, in der „Allgemeinen Zeitung“ vom 7. Oktober und erregte im In- und Ausland einen ungeheuren Skandal. In der Waadt wurde sie allen Friedensrichtern zugesandt und steigerte die Erbitterung gegen Bern gewaltig. Dieses presste darauf auf diplomatischem Wege dem General eine Erklärung ab, welche das Patriziat entlastete.

Der ungeheuerliche Vorwurf traf Bern nicht, vielleicht aber zum Teil das Waldshuter Komitee. In einem Memorial vom 28. September 1813 an den Grafen Stadion führte Salis aus: Die Schweiz hasse Napoleon. Es wäre

von der grössten Wichtigkeit, in ihr den Aufstand zu entfachen, noch bevor sich Frankreich des Landes bemächtigen könnte. Um aber schnell und sicher zu handeln, brauchte man eine Summe Geldes. Ein späteres Memorial des Grafen vom 3. Dezember an Metternich präziserte sie auf einen sofort verfügbaren Betrag von 50,000 und einen zu eröffnenden Kredit von 200,000 bis 300,000 Franken, den man im Notfall angreifen könnte.<sup>87)</sup> Das waren, wie aus diesen Angaben deutlich erhellt, jedenfalls keine Bestechungsgelder, die dem Komitee den Landesverrat erleichtern sollten. Schon Fischer verwies auf den Widersinn, dass die Alliierten, hinter denen doch Hunderttausende von Kriegern standen, diejenigen hätten bestechen sollen, die den Durchmarsch weder zu fördern noch zu hindern irgendwelche Macht besaßen.<sup>88)</sup> Es waren vielmehr die der hohen Politik so geläufigen Gelder für Propaganda aller Art. Die Stimmung im Volke und in Regierungskreisen wollte erkundet, alte Verbindungen erneuert, neue angeknüpft werden. Ein Stab von Agenten war dazu nötig. Sie wollten aber auch gelebt haben und für ihre oft nicht ungefährlichen Dienste angemessen entlohnt werden. So wies der Agent Mayenfisch in einem Schreiben an seinen Auftraggeber Salis mit jammernder Geberde auf seine Reisespesen, auf seine zu Hause dar-bende Frau mit ihren Kindern hin. Allerorten mussten Korrespondenzen unterhalten, Kundschafter gedungen werden. In hundert Kanälen zerfloss der silberne Strom. — So quittierte auch der Oberst Gatschet in Freiburg im Breisgau unterm 16. Dezember 1813 dem Grafen von Salis den Empfang von 2000 Dukaten in Gold „pour être employés en faveur de la bonne cause“.<sup>89)</sup>

---

<sup>87)</sup> Korresp. Salis III.

<sup>88)</sup> Fischer, Lebensnachrichten über E. F. v. Fischer, S. 87.

<sup>89)</sup> Korresp. Salis XIII.

Solche Geheimnisse konnten nicht ganz verborgen bleiben. Im Frühjahr 1814 verbreitete sich von Freiburg i. Br. aus das Gerücht, Salis, Wyss und Steiger von Riggisberg hätten von dem bei Leipzig erbeuteten Schatz 10,000 Napoleons erhalten. Ein Rengger glaubte sogar an die Bestechung von Metternich.<sup>89)</sup> In der Innerschweiz liefen die ungeheuerlichsten Beschuldigungen über bernische Praktiken. Die Berner sollten die Landsgemeinde von Unterwalden erkaufte haben. Ein Schwyzer, der mit Berner Dublonen bezahlte, wurde von Landammann Weber ins Kreuzverhör genommen. Der Analphabet sollte im Briefwechsel mit dem Patriziat stehen.<sup>90)</sup>

So fielen denn die Aussagen Gysendörfers auf fruchtbaren Boden. Erst viel später, am 10. Januar 1815, erhielt Fischer vom englischen Staatssekretär Bathurst die Erklärung, dass die „Andeutung des Wilsonschen Handels nur eine Folge der Parteisucht gewesen, indem die benannte Geldsumme bloss zu Ersatz für die Kosten des Durchmarsches an die betreffenden Schweizer Regierungen an eine andere Macht (wohl Oesterreich) entrichtet worden sei“, doch dürfe man die Antwort wegen dieses Umstandes nicht so wörtlich veröffentlichen.<sup>91)</sup>

Der „Aufruf“ rechnete ferner den bernischen Patriziern vor, dass durch ihre Schuld die schweizerische Tagsatzung „das Beispiel der babylonischen Turmerbauung erneuert, und das, was sie heute gutes tut, morgen wieder zerstört“. Auch dass sie die nach Freiheit ringenden Tessiner mit Truppen überschüttet, hingegen beim Sturze der Regierungen in Bern, Solothurn, Freiburg und Luzern keinen Mann aufgeboten habe. Sie, die Tagsatzung, erötete nicht, selbst die Abgesandten dieser Aufrührer in ihren Schoss aufzunehmen. Diese Verräter hätten aber

<sup>89)</sup> Korresp. Salis XIII.

<sup>90)</sup> A. a. O.

<sup>91)</sup> Bern. Gesandtschaftsbericht.

jetzt die Tatze nur zurückgezogen, um zur gelegeneren Stunde desto sicherer sie gegen die Freiheitsfreunde auszustrecken. „Der Oligarch von Bern schläft, ruhet nie, unablässig verfolgt er unter allen Gestalten seinen Zweck, und, wenn ihr's euch am wenigsten versiehet, fällt er mit Krokodillengier über euch her, um euch zu verzehren. Darum auf, Schweizer! Auf! zu den Waffen gegriffen, und im Sturmschritte nach Bern gezogen! nur zu lange schon habt ihr den Federnkrieg geführt, die Faust in der Tasche geballt, und so euch dem Spotte der Zeitgenossen preisgegeben! Nicht mit Gänsekielen, mit dem Schwert wird Landesverrat und Meineid von Völkern gerächet!“

„Eure Rache sei aber eurem biedern Charakter angemessen.“ Dem Bernervolk sei eine Verfassung zu geben, die es vor allen ferneren Umtrieben der „heillosen Oligarchenbrut“ sicherstellen werde. „Die Gegenstände einer so heilsamen Rache selbst werden, wenn noch ein Funke von Ehre und Schweizersinn in ihrem Busen glimmt, euch für euer Benehmen segnen! Segnen?! Verräter, wie diese, sind bis aufs Mark verdorben; sie können nicht segnen. Ihr Segen ist Fluch, ihr Atem ist Pesthauch, und unter ihren Füßen verdorret das Gras. Also über Bord mit ihnen, ihren Gewissensbissen, und der öffentlichen Schande preisgegeben! Dann habt ihr einmal dieses schöne Tagwerk vollbracht . . . so werdet ihr euch als Schweizerbrüder wieder erkennen; ihr werdet Hand in Hand schlagen, einen Bund so innig und fest schliessen, wie ihn nur einst die drei Kraftbrüder auf dem Grütli, die grossen Stifter eurer Freiheit, beschworen haben.“ So schloss diese Brandrede.

Für Solothurn hatte man bereits Zettel gedruckt mit dem Datum: 22. Oktober, die die Mitglieder der mediationsmässigen Regierung von dem Sturze des bisherigen Gewaltregimentes benachrichtigten und sie auf den 23. nach Solothurn einberiefen.

Der Aargauer Regierung, von der übrigens zum mindesten Feer um den Anschlag nicht wusste, hätte es ziemlich schwer fallen können, die „kleinen Spukke“ zu entschuldigen.<sup>92)</sup> Da kam ihr der Pflichteifer des Oberamtmanns von Aarwangen zu statten. Man kann sich denken, welche Nächte dieser aufgeregte Herr durchlebte. Als dann wirklich in der Nacht des 21. die Kunde vom Anrücken der Aargauer in Aarwangen eintraf, liess er um 11 Uhr in aller Eile die Lärmkanone lösen. Sofort versammelten sich an die 500 Bewaffnete ums Schloss. Leider fiel der Alarmschuss ein paar Stunden zu früh. Er gab den Aargauer Behörden den hochwillkommenen Vorwand, den Marsch ihrer Truppen so darzustellen, als ob er nur der Sicherung Aarburgs gegen einen befürchteten Angriff der Berner gegolten hätte; in der Eile sei dann versäumt worden, Solothurn nach der Konvention vom 6. Oktober vom Durchmarsch durch sein Gebiet zu benachrichtigen. Es gelang ihnen diese Vertuschung um so besser, als wirklich am 21. morgens oder am frühen Mittag der Durchzug einer von der Regierung nach Aarburg gesandten halben Kompanie durch oder an Olten vorbei stattfand, den sie nun mit den Freischarenzügen zu verkoppeln sich bemühte.<sup>93)</sup>

Auch die Berner Regierung konnte noch am 23. nicht recht glauben, dass „ein so unsinniges Unternehmen“ wirklich im Werk gewesen. „Ganz zuverlässigen Nachrichten zufolge“, schrieb sie an Lerber, „war . . . vorgestern

<sup>92)</sup> Feer an Stapfer, Luginbühl, der Kanton Aargau, S. 120: „Bei uns in der Schweiz hat es einige kleine Spukke abgesetzt, alles Folgen unseres beinahe aufgelösten Zustandes.“ Und weiter oben: „Derselbe ist auch, wie es scheint, auf den 21. Oktober ausgestellt gewesen.“ Sollte Feer nicht darum gewusst haben?

<sup>93)</sup> Haller a. a. O.: Wenn der „Faktische Bericht“ v. Manual II besagt, dass Kanonen und Munition in derselbigen Nacht unter Bedeckung von 1 Cpg. nach Aarburg transportiert“ worden seien, meint er wohl den Zug vom Morgen des 21.

(21.) auf den argauischen Grenzen alles ruhig und stille, und diese Ruhe war bloss augenblicklich durch die von Euch etwas übereilt angeordneten Alarmzeichen unterbrochen.“ Sein gutgemeinter Eifer wurde gar gerügt: „Es wäre wohl zweckmässiger gewesen, vor Anordnung einer allgemeinen Bewaffnung den Bericht aus der Euch so nahe liegenden Gegend zu erwarten.“ Man gab ihm den guten Rat, in Zukunft nicht mehr so leichtgläubig zu sein. Ebenso wurde Solothurn am 23. gebeten, sich zu bedenken, „bevor aus Anlass unwichtiger Berichte zu weit gehende Massregeln ergriffen werden, die dann bei einem ernstlichen Anlass vielleicht Widerstand oder grosse Lauigkeit finden.“ Aber noch mehr: Bern entschuldigte sich vor dem aargauischen Kleinen Rat wegen des grundlosen Kriegslärms in seinem Amtsbezirk. Es war seit Monaten das erste freundschaftliche Schreiben. In Aarau steckte man es schmunzelnd ein. Am 24. erfuhr dann die Regierung durch einlaufende Aktenstücke den wahren Sachverhalt.

Als am 26. die bernische Gesandtschaft in Zürich im Einverständnis mit Solothurn im Begriffe war, auf der Tagsatzung gegen den Aargau Klage zu erheben, wies dessen Abgeordneter Hürner mit Emphase das Entschuldigungsschreiben Berns vor. In ehrlicher Verblüffung schrieb von Stürler an Bern: „Da begriffen wir gar nichts mehr an der ganzen Sache.“ Ueber dem Einverständnis des Aargaus mit den Solothurner Rebellen blieb noch lange der Schleier liegen. Erst als die Insurgenten, angetrieben durch die Mahnung Herzogs, doch einmal zu handeln, sich am 12. November zu einem schwächlichen Putsch aufrafften und dabei gefangen wurden, verbreitete die namentlich von Bern eifrig betriebene Untersuchung mehr Licht auf die Verbindungen mit dem Aargau. Herzog sollte ausgerufen haben, da der Aargau von allen Seiten angegriffen werde, so bleibe ihm auch nichts anderes

übrig, als in allen Richtungen aufs strengste zu revolutionieren. Geheime Kräfte sorgten übrigens dafür, dass in der Prozedur manches verschwiegen blieb.<sup>94)</sup>

Noch einen ganzen Monat später, am 21. November, hatte der Aargau die Stirne, Solothurn den Zug so darzulegen, als ob es sich wirklich nur um die Sicherung Aarburgs gegen einen bernischen Ueberfall gehandelt hätte. Die Freiwilligen hätten sich auf solothurnischem Gebiete ruhig und unklagbar betragen. Um wenigstens den guten Willen zu zeigen, wurde Hauptmann Bär zu einem 14tägigen sehr milden Arrest verurteilt. Einer der besten Aargauer, Rengger, gab damals doch seiner Regierung zu bedenken, dass, „so wesentlich es auch ist, den vortrefflichen Geist des aargauischen Volkes zu unterhalten und gegen jeden Angriff auf die Selbständigkeit des Kantons gerüstet zu bleiben, es ebenso wesentlich auf der andern Seite ist, dass wir uns nicht in die innern Angelegenheiten anderer Kantone mischen und unsere, in alle Wege vorteilhafte Stellung bis ans Ende behaupten“.<sup>95)</sup>

Die Tagsatzung selber, in der dann Solothurn am 29. Oktober doch die Angelegenheit zur Sprache brachte, begnügte sich mit einer billigen Entrüstung über den „Aufruf“, indem sie „dies schändliche Erzeugnis der Bosheit“ als auch die gesamte Presse der Aufsicht der Kantone zu empfehlen für gut fand. Damit war die „nicht ganz aufgeheiterte Begebenheit“ abgetan. Der Novemberputsch in Solothurn vermochte ihr kaum eine matte Aufforderung an die Stadt zur Bestrafung der Schuldigen zu entreissen; es war wieder Schraut, der mit gewohnter Heftigkeit ein „formidables Aufgebot“ forderte, könne es die Schweiz nicht tun, werde er schon anderwärts Umschau halten.<sup>96)</sup>

<sup>94)</sup> Vergl. E. Burkhard, Mutach, S. 325 f.

<sup>95)</sup> Argovia 35, S. 42 (Heuberger, Briefwechsel Renggers).

<sup>96)</sup> 63. Gesandtschaftsbericht vom 14. November.

## IX.

In Bern ballte man die Faust im Sack. „Und wir, um nicht den Vorwurf angefangenen Bürgerkrieges auf uns zu laden, müssen still bleiben bei solchen Unbilden.“ Man schien aber doch endlich die Geduld zu verlieren. Auch durfte man nach dem Entscheid des Kongresses, der am 16. Dezember nach einer mutigen Rede Renggers die Integrität der 19 Kantone als Fundamentalsatz aufstellte, viele Rücksichten fallen lassen. Die Heißsporne unter dem Patriziat durften sich kühner hervorwagen. Zu Jahresanfang 1815 hielten sie mit einem fühlbaren Seufzer der Erleichterung Generalabrechnung, nicht mit der Spitze des Schwerts, aber doch mit der nicht minder scharfen der Feder. Der Gedanke war schon im Herbst 1814 erwogen worden. Die in Bern erscheinenden „Gemeinnützigen Schweizerischen Nachrichten“ versprachen in der ersten Oktobernummer, auf das höchste gereizt durch vier „Schmähschriften“, worunter sich ein von Rengger verfasster Auszug der „gehässigsten Stellen“ von Stanians Account of Switzerland befand, nach dem Beispiel eines so grossen Mannes nicht hundert, aber doch siebzehn Jahre zurückzugehen und Aktenstücke von einem „andern grossen Mann“ (gemeint war Laharpe) hervorzuziehen. Es könnten bei diesem Anlass Schriften zum Vorschein kommen, die mehr als zur Genüge beweisen würden, dass „hohe Magistratspersonen sich... die Revolutionskunst und Revolutionspolitik so sehr angewöhnt haben, dass sie es nicht bleiben lassen können, dieselben noch jetzt an benachbarten Cantonen zu üben.“

Jetzt, um den 12./13. Januar herum, tauchte ein anonymes Quartheft, die berühmte „Correspondance secrète“ auf.<sup>97)</sup> Der Druckort war nicht angegeben. Es

<sup>97)</sup> „Correspondance et autres pièces secrètes qui caractérisent l'esprit révolutionnaire de quelques Suisses. Avec des notes de l'Editeur. 1<sup>er</sup> Cahier. 1814.“

kam von Freiburg und wurde massenhaft mit der Post verbreitet; ganze Sendungen gingen nach Wien. Es enthielt in sehr geschickter chronologischer Abstufung 40 Aktenstücke.

Nr. 1 brachte als stimmungsvollen Auftakt den blutrünstigen Aufruf Laharpes vom 10. Januar 1798 gegen die „Verbrecher von Bern“. „Le sang impur du Deux-Cent de Berne ne vaut pas celui d'un seul patriote.“ Eine Fussnote empfahl den Vergleich mit dem „Aufruf“ vom Oktober 1814. Nr. 2, ebenfalls ein Brief Laharpes an Muralt, aus der Zeit des Fricktaler-Tausches, hielt an diesem Urteil fest, wenn auch in menschenfreundlicherer Sprache. Als Hauptstücke kamen sodann die Briefe Monods vom 24./25. Juli 1814, die den eben neugewählten Landammann der Waadt arg kompromittierten und den russischen Gesandten nicht schonten. Es folgten die Briefe der Freiburger Revolutionäre an Monod, Rengger u. a. und dem sich daran anschliessenden Notenwechsel Freiburgs mit der Waadt, auf deren Auskneifen die Briefe ein einigermaßen unangenehmes Licht warfen.

Ein Bericht aus Neuenburg (Nr. 19) gab Aufschluss über bonapartistische Kundgebungen von Waadtländermilizen. Am 16. und 17. August 1814 hatten nämlich vom Bistum heimkehrende Truppen beim Durchmarsch durch neuenburgisches Gebiet, vorsichtigerweise in der Nähe der heimatlichen Grenze, Hochrufe auf den grossen Kaiser ausgebracht, hatten den preussischen Adler „une vilaine bête“ gescholten und die monarchische Bevölkerung misshandelt, bis sie von dieser dann durch einen Steinhagel verjagt wurden. Diese hierauf bezüglichen Aktenstücke mochten, so hofften wohl die Herausgeber, beim diplomatischen Europa in Wien einiges Nachdenken erregen, sogar wie Laharpes „gouvernement scélérat d'Angleterre“ von anno 98 in Nr. 1. Die Waadt hatte damals in Anbetracht der gereizten Volksstimmung von einem gericht-

lichen Nachspiel abgesehen. „Nous sommes terriblement Bonapartistes“, so hatte Madame de Staël die Lage bezeichnet.<sup>98)</sup> Der Kanton, eine Schöpfung Napoleons, hatte eben weder vom restaurierten Frankreich noch von England viel zu hoffen; das ideelle Einverständnis der Berner Aristokraten mit diesen Mächten musste die Sympathien für den Verbannten auf Elba nur steigen lassen. In die Verwünschungen auf den Bären und die Pfuirufe auf die Bourbonen mischten sich so die „Vive l'empereur“. Der Aufenthalt des Exkönigs Joseph, der als Graf von Survilliers die Räume von Prangins bewohnte, brachte die Regierung in eine prekäre Lage. Es häuften sich denn auch Denunziationen über eine Verbindung des Exkönigs mit Elba, über antibourbonische Verschwörungen. In seinem Brief vom 24. Juli riet denn auch Monod, die bonapartistischen Tollköpfe einmal zu verhaften, um fatalen Verwicklungen vorzubeugen. Der als Nr. 5 in der *Correspondance secrète* abgedruckte Brief eines Waadtländers gab, dem Tagesgespräch folgend, den Julirüstungen in der Waadt weitergehende Beziehungen: „On prétend qu'il se forme des relations entre notre gouvernement et plusieurs personnes de marque de France, qui sont mécontentes, et que les troupes qui se rassemblent formeront un noyau pour ensuite être employées ailleurs, et que vous (Berne) servirez de prétexte: on compte vous écraser, puis aller ailleurs.“ Frankreich hielt denn auch scharfe Wache an seinen Grenzen. Die Spannung sollte ihren höchsten Grad im Februar 1815 erreichen.

Die Herausgabe der hierauf bezüglichen Aktenstücke war also eine etwas perfide Spekulation auf die Angst vor einer bonapartistischen Reaktion in Frankreich und in Wien. Der Untertitel der ganzen Publikation — „*Pièces secrètes qui caractérisent l'Esprit Révolutionnaire de quelques Suisses*“ — wies übrigens darauf hin, wie sehr

<sup>98)</sup> Verdeil-Gaullieur, *Histoire du Canton de Vaud* IV, 324.

diese auf die panikartige Furcht vor allem, was nicht nach Legitimität und strengstem Konservatismus aussah, berechnet war. Auf den Abscheu vor einer Denkart, die offenbar Nr. 25 der Schrift illustrieren sollte. Der Berner Rechtsprofessor Schnell, dem es in Bern längst nicht mehr wohl war, der nach seinem Geständnis sich als den Daniel in der Löwengrube fühlte, nur dass er nicht des Tags dreimal betete, schrieb da Usteri: „Mich dünkt, wir sind in einer hundsföttischen Lage: alles donnert auf uns herein. Indessen muss es einmal hell werden in der Geschichte unserer Tage, und der tief verborgene, in allen Kantonen wütende Geist der Unruhe deutet auf einen wichtigen Schritt in unserer politischen Geschichte. Der Geist der Zeit spricht mächtig zu uns. Noch sind einige Dämme; aber dann bricht's fürchterlich herein. Jetzt hilft alles Toben und Inquirieren so viel, als wenn das Kind mit dem Stock in die Flammen schlägt.“ Auch das mit politischer Pikanterie gewürzte Couplet auf Ludwig XVIII. (Nr. 26) musste entschieden wirken:

Je vous revois, peuple fidèle,  
 Qui m'aviez donné mon congé!  
 Peuple! ma goutte habituelle  
 M'ôte le peu d'esprit que j'ai.  
 Les grands rois, les hommes de tête  
 Font le malheur de leur pays:  
 Pour gouverner il faut être bête.

(Chœur: Les nobles)

Vive le roi! vive Louis!

Es war in Lausanne gedichtet und gesungen worden.

Die Flugschrift enthielt ferner ein Schreiben Rengers an Schnell vom 7. September (Nr. 21). Der Seufzer des Patrioten: „Ein elenderes Volk als die eidgenössischen Staatsmänner gibt es doch zwischen Himmel und Erde nicht“, mochte zur Veröffentlichung gereizt haben. Es folgten dann noch ein paar Zeilen Usteris, der von Schnell

„die Details vom Oberland, Emmental und über H. Absurditäten im Grossen Rat“ zu wissen wünschte (Nr. 22), einige Briefe v. Laharpe aus Wien (23/24), die bereits zitierten „Lieder fürs Militär“ von Aargau und Waadt, und, in wohlberechnetem Kontrast mit dem Heldengeist dieser Poesie, eingehende Rapporte aus Lugano über die feige Flucht zweier Aargauer Kompanien vor einem Haufen bewaffneter Bauern. Für zuletzt waren dann die Berichte über den Oltener Zug aufgespart: der blutdürstige „Aufruf an die Schweizer“ und die solothurnischen Untersuchungsakten erhellten die revolutionären Umtriebe. Die gewundene Antwort der Aargauer Regierung an Solothurn mit der Empfehlung in den Machtschutz des Allerhöchsten beschlossen die giftige Aktensammlung. Das Ganze trug den vielversprechenden Vermerk „I<sup>er</sup> Cahier“.

Die Schrift erschien spät genug, um den unangenehmen Eindruck von einem Aufreissen kaum verheilter Wunden hervorzurufen. „Man zeigt sich allgemein über den Inhalt indigniert“, meldete Fischer am 19. Januar aus Zürich, „bedauert aber die Aufdeckung solcher Schändlichkeiten.“ Auch Graf Talleyrand schrieb aus einem zweifellos richtigen Gefühl heraus: „Man begreift nicht, wie die Berner Regierung Briefe, die sie vor Monaten abgefangen, in dem Augenblick hat drucken lassen können, da das Schicksal der Schweiz auf dem Punkte steht, entschieden zu werden.“ Wirklich schien es, als ob in jenen Tagen der Entscheid in Wien fallen sollte. Oder wusste man in Bern bereits um die Spaltung der Mächte in der polnisch-sächsischen Frage? Jedenfalls enthielt die Wiener Atmosphäre jener Tage schon Stickluft genug. Der Verärgerung dortiger Kreise gab die Wiener Hofzeitung vom 6. Februar Ausdruck: man habe in der Flugschrift alles zusammengestellt, was nur immer gegen die aufgeklärten und billig denkenden Schweizer von den entferntesten bis in die neuesten Zeiten zusammengebracht wer-

den konnte: nur im Vertrauen geschriebene, auf der Post eröffnete Briefe und Urkunden, und habe, soviel als möglich, Noten voll Gift und Galle hinzugefügt.<sup>99)</sup>

Der letzte Punkt war es auch, der den Schlag auf die vermeintlichen Urheber zurückfallen liess, das „schamlose Eingeständnis der konsequenten Verletzung des Postgeheimnisses“.<sup>100)</sup> Zwar die Entrüstung des Wiener Blattes war etwas scheinheilig, war doch die Kongresspolizei das unerreichte Muster derartiger Praktiken. Und wenn in der Schweiz selber der aargauische Postdirektor Dolder das Publikum öffentlich davor warnte, Briefen über Bern Geheimnisse anzuvertrauen, so war auch dieses Pathos von falschen Tönen nicht frei. Liess doch schon im März 1814 Bern die für Luzern bestimmten Depeschen wegen der Brieferoöffnung in Aarburg durch das Entlebuch gehen und Talleyrand seine Berner Briefe lieber durch Boten beziehen. Ueber die Verletzung des Postgeheimnisses in Waadt und Aargau beschwerte sich ausgerechnet die *Correspondance secrète* selber. (Fussnote a zu Nr. 5.) Da war Rengger schon ehrlicher: „Hat man denn keine Briefe von den Herren in Händen“, schrieb er nach Aarau, „worin sie auf die fremden Mächte schimpfen?“ Der Bär hatte wieder einmal einen zu plumpen Schlag geführt.

Die Schrift wirbelte allerdings mächtig Staub auf! In Zürich machte sie Sensation. Die Getroffenen, meldet Fischer unterm 24. Januar, arbeiteten an einem Gegen-Cahier, zu welchem „vermutlich die elenden Rhapsodien des Schweizer Boten den Haupttext liefern müssten“. Das Pariser „*Journal Royal*“ war sprachlos, dass man es wagte, durch abscheuliche Strophen einen Monarchen zu beschimpfen, welcher der Ruhm seines Jahrhunderts und der Menschheit sei. In Wien suchte Laharpe, aufs höchste ge-

---

<sup>99)</sup> Oechsli II, S. 304. Zeerleder sollte in Wien dagegen Klage führen (Man. III, 3).

<sup>100)</sup> Oechsli a. a. O.

reizt, den Schweizer Ausschuss zu einer Revision des Bundesvertrages und der Verfassung der Patriziate zu bewegen; auch machte er alle Anstrengungen, dem verhassten Gegner in letzter Stunde das Bistum abzujagen. Unter seinem Einfluss sperrte sich Russland. Der Berner Gesandte in Zürich erfuhr von Addington, dass der Kaiser Alexander heftiger als nie gegen die Aristokraten aufgebracht sei. Der Zar musste allerdings den Aerger über die Bloßstellung seines Gesandten hinunterschlucken. Dass Bern schliesslich doch das Bistum erhielt, war nicht seine Schuld. Er gestehe den Bernern, äusserte er sich später, nur Vorteile zu auf die französische Fürsprache hin und aus Achtung für den König, welche er ihnen sonst nie zugestanden haben würde.<sup>101)</sup> Es traf sich, dass in jenen Tagen auch Freiburg seine Prozessakten über Duc und Genossen publizierte, worin das an Capo d'Istria gerichtete Memorial gebührende Erwähnung fand. Die Minister in Zürich oder ihre Stellvertreter insgesamt „erhoben sich dagegen als eine ausgesuchte Beleidigung“.<sup>102)</sup>

Dass man in Wien nicht nur Entrüstung über die Verfasser des Libells empfand, zeigt ein Brief des k. k. Kämmerers Anton von Salis-Soglio an den bekannten Grafen Johann, vom 22. März 1815. Der die Stimmung des Hofes gewiss kennende Schreiber meldete: „La Correspondance secrète et d'autres mémoires qui dévoilaient à l'évidence les projets des vaudois, et leur intelligence avec Joseph Buonaparte, a v a i e n t f u r i e u s e m e n t f a i t b a i s s e r l e s a c t i o n s d e n o s R é v o l u t i o n n a i r e s, n o u s n o u s r é j o u i s s i o n s, e t a t t e n d î m e s a v e c c o n f i a n c e l' e f f e t q u i e n d e v a i t ê t r e l e p r o d u i t, l o r s q u e l e 7 M a r s l a n o u v e l l e d e l a f u i t e d e B u o n a p a r t e d e l' E l b e p a r v i n t i c i.“ Er verlangte indessen noch unterm 17. April ein Dutzend Exemplare, von denen er den besten Gebrauch machen könnte.

<sup>101)</sup> Bericht aus Zürich vom 1. März.

<sup>102)</sup> Bericht vom 10. Januar.

Im Vordergrund stand natürlich die Frage der Urheberschaft. Niemand zweifelte an einem Einverständnis der Berner Regierung. Der Schlag musste auf diese selber zurückfallen, wie es etwa Fischer schrieb: „Die verschiedenen Revolutionsfeinde sind froh darüber, die Klugen und Gemässigten finden die Publicität gefährlich im Hinblick auf Eindruck und Folgen, die eigentlichen Feinde schreien gegen die Mittel, durch welche man die Sache aufdecken konnte.“ Eine auch nur kurze Prüfung der Aktenstücke musste die Regierung auf das schwerste belasten. Die Briefe Monods, die von Laharpe an Muralt und aus Wien, verschiedene Privatbriefe, die Schriften der Freiburger Unzufriedenen, der Rapport aus dem Tessin, die Oltener Akten mit den Ergebnissen der Prozedur in Solothurn — das alles konnte nur dem Archiv des Geheimen Rates samt seiner Korrespondenz mit Freiburg und Solothurn entnommen worden sein. Wenn Bern am 22. Juli dem Präfekten von Wangen vorwarf, dass er einen Etienne Gambaz von Lutry, Träger wichtiger Schriften, in Murten wohnhaft, nicht nur ungehindert durchpassieren lassen, sondern überdies ihm noch Polizeibegleitung bis ins Aargauische gewährt, obwohl ihm nicht unbekannt sein könnte, dass schon seit Monaten die Centralpolizei auf Korrespondenz zwischen Waadt und Aargau fahndete, so wissen wir, dass wenige Tage später der Fang des waadtländischen Kuriers glänzend entschädigte. Aarwangen hatte schon Ende Januar 1814 den Befehl zur Oeffnung verdächtiger Briefe und Druckschriften erhalten. Von hierher mochten wohl die Korrespondenzen mit Zürich und Aargau eingeliefert worden sein. Dem im Herbst dort stationierten Obersten May verdankte am 26. Oktober der Geheime Rat den Auszug eines Laharpischen Briefes aus Wien. Das war wohl Nr. 23. Die Vorlage des Tessinerberichtes (Nr. 30), auch von der Hand Mays, Kommandant der dortigen Bernertruppen, befindet sich in den Ak-

ten des Geheimen Rates 33. Das Original, datiert vom 9. November, blieb im Besitze Mays. Der „Aktenmässige Bericht über den Angriffsplan des Aargaus gegen Solothurn und Bern“ entstammte dem Ratsmanual II, insbesondere den Solothurner Berichten und dem „Faktischen Bericht über die Bewegung von Aarau her, auf Olten zu“. Er erschien erstmalig als Beilage zu Nr. 174 (4. November) der „Gemeinnützigen Schweizer Nachrichten“, wich aber hier — und in der Correspondance — erheblich vom Manualtext ab, summarische Kürzungen und Abschwächungen machten ihn für die Oeffentlichkeit geeigneter. Die französische Uebersetzung (Nr. 32) war um ein wenig ausführlicher.

So unzweideutig nun daraus hervorgeht, dass der oder die Herausgeber ohne Vorwissen mindestens eines Teils des Geheimen Rates unmöglich in den Besitz dieser Akten haben gelangen können, dass also der Verfasser der obersten Behörde sehr nahestand, wenn nicht gar ihr angehörte, so voreilig ist der Schluss, die Redaktion der Regierung in die Schuhe zu schieben. Es sind keinerlei Anhaltspunkte dafür vorhanden, um so mehr sprechen verschiedene Kundgebungen der Regierung und einzelner hervorragender Mitglieder dagegen. Eine Eintragung ins Manual III<sup>2</sup> vermeldet unterm 14. Januar, es sei mit den letzten Posttagen eine Schrift, von Freiburg her, teils an viele hiesige Partikulare, teils an Mitglieder des Geheimen Rates adressiert worden. Der Polizeidirektor solle der Sache nachgehen. Sehr auffällig sei, „wie gewisse Aktenstücke in die Hände der unbekanntten Herausgeber gekommen sein mögen“. Die Schrift wird bei einer Busse von 50 £ verboten. Aus dieser Eintragung geht doch deutlich hervor, dass der Geheime Rat als Behörde — einzelne Eingeweihte natürlich ausgeschlossen — um die Sache nicht wusste. Oder will man ihn zu einem Komödianten stempeln?

Am 21. meldete Fischer, Usteri streue aus, dass Mülinen als Verfasser der Fussnoten anzusehen sei. Mülinen, der am 29. Februar 1812 an Heinrich v. Salis-Zizers geschrieben hatte: „Que la Suisse oublie ses anciennes querelles, les Cantons leurs pertes, les privilégiés leurs sacrifices, pour ne s'occuper qu'à conserver l'indépendance de la patrie entière.“<sup>103)</sup> Der Hamburger Beobachter sprach es nach und bezeichnete den Polizeidirektor von Wattenwyl als Urheber der Schrift. Usteris Verleumdung vernahm der Rat mit dem grössten Unwillen und trug Fischer auf, sie als schamlose Lüge zu erklären. Gelänge es ihm, den „Herrn Paulus Usteri“ als ihren Urheber zu erfinden, so sollte er gegen ihn eine starke Satisfaktionsklage einreichen. Die Verleumdung erschien auch in der „Allgemeinen Zeitung“ Nr. 55, worauf Mülinen in den „Gemeinnützigen Schweizer Nachrichten“ vom 3. März antwortete: „Ich erhielt die erste Kunde von der Existenz dieser Druckschrift, wie ein grosser Teil des hiesigen Publikums, vermittelt anonymen Zusendung derselben durch die Briefpost. Es kann niemand, der mich persönlich kennt, mich im Ernste für den Verfasser jener Noten halten.“ Ein gleiches tat v. Wattenwyl.

Von den bernischen Geschichtsschreibern berichtet einzig Tillier: „Später erfuhr man, dass ein angesehener Mann aus der Partei der **Unbedingten** der Urheber war.“ Tillier musste mit den Umtrieben dieser Gruppe wohl um so mehr vertraut sein, als sein Vater selbst der Extremen einer war. Wir werden seinem Namen später begegnen.

Was vom bernischen Patriziat seit den Märztagen 1798 noch Lebenskraft in sich spürte, hatte sich den Sturz der Helvetik geschworen. Die meisten blieben im Lande und hofften im stillen; die Unversöhnlicheren hatten mit dem Schultheissen auf Reichsboden eine Zuflucht gefun-

<sup>103)</sup> Korresp. Salis, Bd. XIII.

den; die Feurigsten versuchten das Waffenglück in den Reihen der „Althelvetischen Legion“ Rovéréas. Es war darunter mancher Tapfere von Neuenegg. Im Herbst 1802 gelang dann endlich im Verein mit den Urkantonen die Entfaltung der Gegenrevolution. Bis hierher war das Patriziat geschlossen vorgegangen, nun spaltete es sich. Die einen, an ihrer Spitze Mülinen, erkannten die Notwendigkeit von Zugeständnissen an den neuen Geist; die andern aber, die „Unbedingten“, durch den raschen Umschwung und ruhmlosen Zusammenbruch der Helvetik mit „einer Art von taumelhafter Begeisterung“ erfüllt, Todfeinde jeder Revolution, begannen das Regiment nach alter Herrensitte einzurichten.<sup>104)</sup> Da brachte ihnen die Mediation eine grausame Enttäuschung. Aber unverdrossen schlossen sie sich fester zusammen im alten „englischen“ Verein, dessen geheime Sitzungen unentwegt die Wiederherstellung des alten Bern zum Gegenstande hatten.<sup>105)</sup> Ein poetischer Erguss vom Jahre 1804 überlieferte die Namen der „Braven, die Freiheit und Vaterland überlebten“ der Nachwelt folgendermassen:

„Männer, denen Zährings Schutzgeist klatschet,  
Tschärner, Mestral, Wagner, Herbort, Gatschet,  
Haller, Fischer, Werdt und Manuel,  
Steiger, Hopf, Kirchberger, Wyss! Ihr Edeln,  
Schweren Arm's auf eurer Feinde Schädeln,  
Lebt euch kein Homer, kein Raphael?“

Nach mehr als zehnjährigem Harren schien ihnen, die „nichts gelernt und nichts vergessen hatten“, endlich die Zeit der Erfüllung anzubrechen. An der Spitze des Wie-

---

<sup>104)</sup> Tillier, Gesch. d. helv. Republik III, 102 f. Ueber das Regt. Rovéréa Felix Burckhardt, die schweizerische Emigration in den Jahren 1798 bis 1801.

<sup>105)</sup> Sitzungsprotokolle aus dem Jahre 1808 bei Hilty, Polit. Jahrbuch 1886, S. 182 f.

derherstellungsvereins standen im Herbst 1813 der Stadtschultheiss Berseth, der Alt-Ratsherr Steiger von Riggisberg, Tscharner von St. Johannsen, und der gewesene Professor Tscharner. Imbert Jakob Ludwig Berseth (1754 bis 1818), war 1785 in den Grossen Rat gewählt worden, war Ohmgeldner auf dem Lande und Stadtschultheiss geworden. Auch in der Restauration bekleidete er noch dieses Amt. Beat Jakob Tscharner (1743 bis 1816), im Grossen Rat seit 1775, Landvogt von St. Johannsen 1786, Oberst des Regiments Emmental und seit 1796 im Kriegsrat, hatte am 17. Februar 1798 mit Seckelmeister Karl Frisching in der Konferenz von Peterlingen, betört durch Brunos Leutseligkeit, dem Feinde die Hand zu der schwächlichen Verständigung geboten. Er mochte dann später seine damals unangebrachte Friedensliebe bereuen: 1802 entfaltete er als Mitglied des engern Zentralkomitees eine fieberhafte Tätigkeit für den Umsturz. Carl Ludwig Salomon Tscharner (1754 bis 1841), ein Altersgenosse Berseths und wie dieser 1785 im Rat der Zweihundert, Professor des Rechts 1775, hatte sich in den Zwistigkeiten im Bistum Basel 1791 einen Namen als Vermittler gemacht; als Botschafter des geängstigten Berns auf dem Rastatter Kongress 1797 war er Zeuge der Ohnmacht Oesterreichs und Preussens. 1802 der Wortführer der Unbedingten, trat er doch in den Grossrat der Mediation ein und wurde Appellationsrichter. Er brachte es in der Restauration noch bis zum Oberamtmann von Frutigen (1816 bis 1822). „Ein gründlicher und gebildeter Mann, der durch seine Schriften viel zur Abschaffung der Tortur beitrug.“<sup>106)</sup>

Es scheint aber, dass diese drei Männer im Januar 1814, nach dem offenkundigen Doppelspiel Metternichs und dem Siege der Gemässigten ihren überlebten Träumen doch entsagten und vom Schauplatz abtraten. Dafür trat um so markanter hervor Carl Friedrich Steiger

<sup>106)</sup> Schweiz. Geschlechterbuch.

von Riggisberg (1755 bis 1832), schon früher ein Haupt der Altgläubigen, jetzt die Seele der Partei schlechthin.<sup>107)</sup> „Die Stärke des Hauses, vieler anderer Häuser und des Staates“, hatte ihn, den feurigen Anhänger der Steigerschen Kriegspartei, im Sturmjahr 1798 der Philosoph Herbart genannt, der damals Erzieher seiner Söhne war. Im Grossen Rat seit 1785, zeichnete er sich 1789 als Landvogt von Interlaken durch seine musterhafte Verwaltung aus. Nach dem Fall Berns war er eines der tätigsten Mitglieder des englischen Komitees. 1802 überreichte er dem jungen Erzherzog Johann ein Memorial über den Zustand der Schweiz. Zur Zeit der helvetischen Revolution weilte er zwar in Holland, kehrte aber, von 7 Wahlkreisen in die Mediationsregierung gewählt, zurück und wurde im Kleinen Rat der Führer der Altgesinnten. Als er sich in seiner Voraussicht, das alte Bern in neuem Glanze erstrahlen zu sehen, getäuscht sah, resignierte er schon 1804 und widmete nun seinen Feuereifer einer geduldigen Maulwurfsarbeit. Mit doppelter Energie versammelte er in jenen bangen Dezembertagen 1813, wo sich Verwandte und Freunde auf der Strasse mit den Augen die Gesinnung auszuforschen bestrebten, seine Getreuen auf der Zunft zum Distelzwang. Mit Berseth und den beiden Tscharner in die Standeskommission gewählt, trägt er wohl die Hauptschuld an der verhängnisvollen Proklamation vom 24. Dezember, die ja nichts anderes als eine Kopie derer vom Jahre 1802 war. Für die Neuwahlen im Januar 1814 glaubte man ihn als Schultheissen oder zum mindesten als Seckelmeister bezeichnen zu dürfen. Indessen unterlag er der Wattenwylschen Partei und wurde nur in den Kleinen Rat gewählt. Der nüchterne und geistesfrische Greis starb 1832 im Alter von 76 Jahren. Dass er verjäherte Ideale dem jugendlichen Zeitgeist aufzwingen wollte, war sein Verhängnis. Er

<sup>107)</sup> Ueber ihn Berner Biographien Bd. V, 392 f.

hätte wohl das Zeug zu einem bernischen Staatsmanne alten Stiles gehabt.

Durch seinen zweiten Sohn, Dragonerhauptmann Sigmund Karl Ludwig (1787 bis 1863) nahm er Anteil an den verhängnisvollen Umtrieben der Waldshuter.<sup>108)</sup> In diesem schien der Eifer seines Vaters zu leben. In dessen Abwesenheit hatte er 1802 inmitten alter Rovéréaner in den Gefechten von Murten und Wistenlach seinen 15. Geburtstag gefeiert. Er war es, der im Dezember 1813 zusammen mit Salis, Gatschet und Wyss im österreichischen Hauptquartier verhandelte. Sein Pariser Aufenthalt von 1806 hatte ihn schon vorher mit einer stattlichen Zahl militärischer und politischer Grössen Europas zusammengeführt. Radetzky beförderte ihn im Hauptquartier mit Werdt von Toffen und Gatschet zu k. k. Obersten. Trotz des Schutzes, den ihm Schraut deshalb in Bern angedeihen liess, mochte ihm dort nach dem Einmarsch der Alliierten wohl der Boden unter den Füßen brennen; er trug sich mit dem Gedanken, den Grafen von Artois (Karl X.) mit einem Freikorps nach Frankreich zu begleiten. Auch später, als er (1818) Grossrat, 1823 Chef der Dragoner und ein gesuchter Mann vieler Kommissionen wurde, blieb er seinem politischen Glauben treu. Die Wahl, die in der Regeneration in Aarburg auf ihn gefallen war, schlug er aus und sass auch später nur mit innerem Widerstreben im Konservativen Rat von 1850.

Auch sein Mithelfer, der Oberst Friedrich Ludwig Gatschet, bekam in seiner Heimat den Fluch des Landesverrats zu spüren.<sup>109)</sup> Und doch, wenn einer mit dem Leben für sein politisches Ideal eingestanden ist, ist er es. Er hatte in holländischen Diensten gegen die Revolutionsarmeen gekämpft. Bei Neuenegg war der Scharfschützenmajor einer der Tapfersten. Auf der

<sup>108)</sup> Ueber ihn Berner Biographien Bd. V, 395.

<sup>109)</sup> Ueber ihn Berner Taschenbuch 1853, S. 325 und die dort angeführte Literatur.

Wahlstatt noch begrub er den an seiner Seite gefallenen Bruder Daniel. Als Hauptmann im Regiment Rovérea ward er im Gefecht bei Wollishofen schwer verwundet. Im September 1802 übernahm der Unversöhnliche den Befehl über das Oberland und fehlte bei Pfauen nicht. Seit 1804 Oberst im eidgenössischen Generalstab, trat er beim Herannahen der Ereignisse von 1813 aus. 1815 taucht der Revolutionshasser wieder auf als Vorpostenkommandant der schweizerischen Truppen im Feldzuge gegen Napoleon. Seine Einnahme von Blamont sticht vorteilhaft ab von dem militärischen Elend jenes Zuges. 1816 gelangte er in den Grossen Rat an Stelle seines Bruders Niklaus Samuel Rudolf, Alt-Ratsherr und Oberamtmann zu Burgdorf. Die Regeneration war auch ihm ein Greuel.

Der dritte Berner im Komitee, Franz Salomon v. Wyss (1750 bis 1817), schon vor 1798 ein erbitterter Feind der Revolution und zeitlebens ein unbedingter Anhänger der alten Ordnung und Freund Oesterreichs, widmete nach dem Falle Berns seine Lebenskraft einer vielgefürchteten gegenrevolutionären Propaganda. Kurz nach seiner Wahl in die Zweihundert (1785) war er erster deutscher Oberkommissär geworden. Durch seine energische Verfolgung der Aarauer Patrioten im Februar 1798 der eigenen Regierung unbequem geworden, flüchtete er sich nach dem Einmarsch der Franzosen über den Rhein und wurde Werbe- und Versorgungskommissär der in englischen Diensten stehenden Schweizeremigranten. Als Verwaltungsoffizier scheint er tüchtig und zuverlässig gewesen zu sein. Wenn ihn der Berner Staatsrat 1813 als einen vergeldstagnen Mann „ohne alle Achtung und Bedeutung“ schildert, so ist das sicher zu hart geurteilt.<sup>110)</sup> Dass er, der 1798 ökonomisch zugrunde gerich-

<sup>110)</sup> Der Staatsrat an General v. Wattenwyl, 18. Dezember 1813.

Ueber Wyss vergl. Felix Burkhard, die schweiz. Emigration, S. 22 f.

tet, im Exil zeitweilig mit seiner Familie das Elend bitterer Armut zu kosten hatte, aus seiner unterirdischen Tätigkeit möglichst viel für sich herauszuschlagen suchte, ist menschlich zu verstehen. Er lebte später von einer englischen Pension in Wien und starb schon 1817. Sein Sohn Franz Salomon sollte es in österreichischen Diensten zu hohen Ehren bringen. 1814 spielten er und vermutlich auch Gatschet in Bern keine Rolle.

Die Namen derer, die auch nach den bitteren Erfahrungen dieses Jahres der alten Fahne treu blieben, hat uns eine Urkunde vom 7. Oktober 1814, in welcher sie dem Grafen Johann von Salis-Soglio die Vertretung ihrer Interessen auf dem Wiener Kongress übergeben, aufbewahrt. Sie bilden ein kleines Häuflein. An ihrer Spitze zeichnet der Ratsherr Steiger von Riggisberg. Es folgen:

Karl Emanuel von Morlot (1741 bis 18..), der letzte Staatsschreiber der Stadt und Republik Bern, in den Grossen Rat gewählt 1795.

Ahasverus Carl Sinner (1754 bis 1821), im Grossen Rat seit 1795, gewesener Oberamtmann zu Schwarzenburg.

Rudolf Karl v. Kirchberger-Tillier (v. Bonmont, geb. 1764), im Grossen Rat seit 1795 und neu gewählt 1814. (Er hat aber mit dem bekannten Emigrantenhauptmann Venner Kirchberger v. Roll und dessen Sohn Karl Rudolf nichts zu tun.)

Albrecht Emanuel Tscharner v. Aubonne (1761 bis 1832), der Sohn des berühmten Vinzenz Bernhard v. Tscharner, welcher von 1769 bis 1775 Landvogt zu Aubonne war. Tscharner, von 1795 bis 1798 im Grossen Rat und wiederum 1815, war Offizier in Frankreich gewesen und trat namentlich im „Stecklikrieg“ 1802 hervor, wo er zuerst den Aargau revolutionieren half und dann ein Bataillon gegen Solothurn und Bern führte.

Beat Gabriel Tscharner v. Romainmôtier (1758 bis 1842). Sein Vater, Samuel Tscharner, hatte es in sardinischem Dienst bis zum General gebracht und war 1786 Landvogt v. Romainmôtier geworden. Beat Gabriel war Offizier im Regimente seines Vaters gewesen und hatte als Scharfschützenhauptmann mit grosser Tapferkeit bei Neuenegg gefochten. Von 1795 bis 1798 im Grossen Rat und auch während der Mediation und Restauration Mitglied desselben, starb er 1842. „In ältern Jahren ein Sonderling.“<sup>111)</sup>

Franz Ludwig Sigmund Steiger von Münsingen (weisse Linie, 1765 bis 1825), Twingherr zu Münsingen bis zur Revolution, im Grossen Rat 1795 und wieder 1803, Oberamtmann von Konolfingen (1803) und Laupen (1818), war durch seine Gemahlin Charlotte v. Werdt von Toffen mit dem weiter unten erscheinenden Oberstleutnant v. Werdt verschwägert. „Genannt der lahme Junker.“<sup>112)</sup>

Franz Albrecht v. Forer, geb. 1768, Canzleisubstitut 1791 und Commissionsschreiber 1795, wurde 1814 als der einzige seines Geschlechtes in den Grossen Rat gewählt.

Albrecht Manuel (1756 bis 1841), im Grossen Rat 1795, Zollherr, 1814 wieder in den Zweihundert, damals Oberschaffner und eidgenössischer Major, war durch seine Gemahlin, Margaretha Elisabeth v. Tscharner, der Nichte des sardinischen Generals, ebenfalls mit dem obenerwähnten Tscharner v. Romainmôtier verwandt.

Es folgen zwei der vier Söhne Steigers:

Beat Ludwig Emanuel Steiger v. Rigisberg (1783 bis 1825), der älteste, den der Vater als kaum Fünfzehnjährigen im Winter als gemeinen Scharf-

<sup>111)</sup> Stürler, Berner Geschlechter, Manuskript auf der Berner Stadtbibliothek.

<sup>112)</sup> A. o. O.

schützen zur Armee gesandt hatte. Bei der Grenzbesetzung von 1813 war er Hauptmann einer Scharfschützenkompanie im Bataillon May in Kleinbasel und es ist begreiflich, dass ein Bericht Lebzelterns vom 24. November ihn als einen der Ergebensten erwähnt. Er kommandierte die Vorposten bei Riehen und hatte den Befehl, nicht zu laden und den österreichischen Patrouillen, die das Gebiet verletzten, den Weg zu zeigen.<sup>113)</sup> 1814 sass er ebenfalls im Grossen Rat und wurde 1816 Kommandant der königlich französischen Schweizergarde.

Ueber seinen Bruder Karl haben wir bereits gesprochen.

Georg Friedrich von Werdt von Toffen (1780 bis 1826), der Schwager von Beat Ludwig Emanuel Steiger, Offizier in einem österreichischen Dragonerregiment und im Winter 1813 zum Oberstleutnant eines österreichischen Freikorps befördert, wurde 1817 in die 200 aufgenommen und brachte es bis zum Landvogt von Pruntrut. Er hatte wohl ein Vermächtnis zu erfüllen: Sein jüngerer Bruder Rudolf (geb. 1781), Offizier in der Legion Rovéréa, wurde am 18. September 1802 bei der Einnahme Berns als einziges Opfer des „Stecklikriegs“ tödlich getroffen.

Ueber Karl Ludwig v. Haller (1768 bis 1854), einen der geistigen Führer der Extrem-Konservativen und im Grossen Rat seit 1814, brauchen wir nichts weiter zu sagen.

Jägerhauptmann Franz Rudolf Fischer von Reichenbach (1776 bis 1817) hatte 1802 einen Seeländerhaufen gegen die Stadt geführt und sich bei Pfauen unter

---

<sup>113)</sup> Oechsli, die Verbündeten und die schweizerische Neutralität, S. 35. Wenn Lebzeltern ferner schreibt, ein Adjutant Fischer von Belleville sei „fort bon“ und gelte für einen im Sold der Alliierten stehenden Spion, so scheint mir das freilich wenig wahrscheinlich zu sein, da es sich nur um Friedr. Em. v. Fischer, den spätern Schultheissen, handeln kann, der 1813 Adjutant bei Oberst Herrenschwand war.

den Jägern so ausgezeichnet, dass der Armeebefehl ihn hervorhob. 1814 sass er in keiner Behörde, wohl aber war sein älterer Bruder Ludwig im Kleinen Rat. 1816 ward er Capitaine in Frankreich, gelangte dann noch im gleichen Jahre in die Zweihundert, starb aber schon 1817. Seinen Unterschriften fügte er bei: „Administrateur des Postes.“ Es erlaubt indessen diese Notiz keinen Schluss auf die Zusammentragung der Correspondance secrète, da laut Dekret vom 25. Januar 1804 die Post von 1808 bis 1820 an nicht weniger als 23 Fischer verpachtet worden war. Die Reichenbacher Linie hatte mit der von Bellerive (der der spätere Schultheiss angehörte) den gemeinsamen Stammvater im Begründer der bernischen Post, Beatus Fischer (zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts) zusammen.

Auch Carl Ludwig von Büren (1767—1851), im Grossen Rat von 1814—1831, Mitglied der Inselektion und der Salzkommission, mochte wohl den Revolutionshass seines gleichnamigen Onkels (1735—1806), der es in französischem Dienst zu hohen Auszeichnungen brachte und 1798 Divisionschef gegen die Eindringlinge war, geerbt haben. Auch sein Vetter Rudolf Albrecht (geb. 1784), den Lebzelttern ebenfalls als „entièrement dévoué“ bezeichnet — Büren war damals Major im 5. Bataillon — bedauerte den eidgenössischen Neutralitätsbeschluss und machte 1815 mit um so mehr Genugthuung den französischen Feldzug mit. Aber sein Name findet sich nicht auf der Liste. <sup>114)</sup>

Als letzter zeichnet Johann Anton Tillier vom Gässli (1759 bis 1818), der Vater des Geschichtsschreibers. Stürler <sup>115)</sup> weiss über ihn zu melden, dass er

<sup>114)</sup> Ueber ihn Berner Taschenbuch 1859, S. 127 f.

<sup>115)</sup> Berner Geschlechter, Stadtbibliothek Bern. Hodler, Geschichte des Bernervolkes I, S. 636, weiss zu melden, dass der Sohn, der Geschichtsschreiber Tillier, gerade von einer deutschen Universität zurückgekehrt, zurzeit des Waldshuter Komitees der Privatsekretär des Grafen Johann v. Salis-Soglio gewesen sei.

Offizier in Holland, dann Landmajor im Regiment Sterenberg gewesen und bei der Bürgerbesatzung von 1795 zurückblieb durch die Ungunst des Loses. „War anno 1798 Oberstleutnant des Regiments Thun, zog aber unter eiteln Vorwänden nicht ins Feld.“ Er besass das Gässli-gut bei Vechigen.

Das also sind die „Unbedingten“ von 1814, zu deren Kreis wir den Verfasser der Flugschrift zählen dürfen. Eine Reihe von ihnen hatte das Glück, regierende Herren des mächtigen Bern zu sein, allzu kurz geniessen dürfen, und es blieb ihnen davon durch ihr Leben die ungestillte Sehnsucht nach der alten Herrlichkeit. Viele traten 1814 erst in den Ratssaal; ihr Machthunger war darum nicht kleiner. Zum Teil durch verwandtschaftliche Bande, zum Teil durch Waffenbrüderschaft, oder auch nur durch das gemeinsame Ziel zusammengehalten, konnten sie sich doch allesamt von einer grossen Vergangenheit nicht lösen und waren so verurteilt, ihr politisches Leben in unfruchtbarer Verneinung dahinzubringen. Die Frage, wer von ihnen als der Verfasser der *Correspondance secrète* anzusehen ist, bleibt beim Fehlen jeder genaueren Angabe wohl in das Dunkel unbeweisbarer Vermutungen gehüllt.<sup>116)</sup>

## X.

Wie sehr die Flugschrift, diese „gehässige Frucht der Perfidie und des Verrates“ die Gegner erbitterte, ward bei

---

<sup>116)</sup> Der Kleine Rat, in dem doch Steiger, Ludwig Fischer v. Reichenbach usw. sassen, geht in seiner Sitzung vom 18. Januar 1815 mit folgendem lakonischem Passus über die *Correspondance secrète* hinweg: An den Geh. Rat: „Auf Ihren Vortrag über das von Ihnen verhängte Verbot der Schrift, betitelt *Corr. secr. etc.*, haben Meine . . . Herren dieses Verbot genehmigt und lassen es dabei bewenden.“

Anlass des neuen Kriegslärms im Februar 1815 offenbar. Es hing das aufs engste mit dem Gang der Kongressverhandlungen zusammen. Schon anfangs Januar lief im Aargau das Gerücht herum, dass Oesterreich das Fricktal zurückzufordern gedenke. Das Wahre an dieser Schreckenskunde war jedenfalls die für die Alten Kantone bedeutsame Wendung, die sich seit den ersten Tagen 1815 im Verhältnis der Grossmächte zueinander vollzogen hatte. Ueber der sächsisch-polnischen Frage hatten sie sich in zwei Lager gespalten, wobei Oesterreich, Frankreich und England gegen die beiden Ostmächte Preussen und Russland Front machten. Da aber die Vorschläge des Schweizer Ausschusses wesentlich als das Werk Russlands galten und Metternich als Kongresspräsident den erwünschten Vorwand zur Hinauszögerung dieser Angelegenheiten fand, ist es begreiflich, dass diese Systemsänderung, mochte sie auch in Wirklichkeit den Ansprüchen Berns nicht zugute kommen, in der Schweiz Furcht und Hoffnung erwecken musste. Bern selber begrüßte darin froh günstigere Aussichten für die Alte Schweiz. In der geängstigten Waadt aber lief es um: Der Wiener Kongress werde sich auflösen, die Schweiz sich selbst überlassen bleiben; Russland habe seine Einwirkung auf deren Wohl und Wehe aufgegeben und das Land Oesterreich und Frankreich überlassen. Ob nun Laharpe, wie Bern es wahr haben will, seinem Kanton eine militärische Demonstration geradezu angeraten hat, um den Entscheid in Wien zu beschleunigen, mag dahingestellt bleiben. Es ist immerhin interessant, dass auch Stettler in Aarwangen ein gleiches vom Aargau zu melden wusste: Rengger hätte nach Aarau geschrieben, sie sollten sich doch zur Wehr setzen. Jedenfalls aber erfuhr Bern durch einen nach Peterlingen gesandten freiburgischen Kundschafter am 7. Februar, dass seit zwei Tagen in Lausanne und Morges gerüstet werde. Ein Artillerietrain von 30 Stück sei

marschfertig erstellt worden, zwei Geschütze befänden sich bereits gegen Payerne in Bewegung; in Lausanne sei ein bedeutender Generalstab versammelt. Fischer in Zürich erhielt sofort Befehl, bei der Tagsatzung zu erklären, dass Bern in keiner Weise dazu Veranlassung gegeben hätte. Er durfte dies mit um so mehr Recht tun, als Bern selbst vor wenigen Tagen das befreundete Schwyz mit den dringendsten Worten von der angedrohten kriegerischen Besetzung Uznachs abzuhalten versucht hatte.<sup>117)</sup> „Wehret solch furchtbarem Uebel“, hatte es am 30. Januar geschrieben, „teure Freunde und Brüder! Verhindert, dass nicht von Schwyz . . . der Funke ausgehe, der unvermeidlich einen in seiner Ausdehnung wie in seinen Folgen nicht zu berechnenden Bürgerkrieg entzünden, das Vaterland an den Rand des Verderbens führen und seine Unabhängigkeit gefährden könnte.“ Spätere Berichte aus der Waadt meldeten, dass innert 24 Stunden bedeutende Truppenmassen auf waadtländischen Sammelplätzen bereit sein würden; in Payerne seien vier Kanonen mit drei Munitionswagen eingetroffen, sechs seien nach Chillon, zehn nach Bex und St. Maurice-Brücke, acht nach Yverdon und Grandson dirigiert worden. Im Bezirk Payerne seien fünfzig Zugpferde requiriert; alle Fuhrleute des Trains hätten unter dem Vorwand einer Inspektion bewaffnet einzurücken. Massenhaft liefen die Berichte ein: eine Kompanie sei in Lausanne, eine zu Morges und Chillon, zwanzig Artilleristen in Payerne, verschiedene Stücke groben Geschützes im Hafen zu Morges, zwar ohne Lafette. Das Aufgebot sollte gar 5000 Mann betragen. Ein Ingenieur hätte die Gegend von Avenches besichtigt. Am 12. seien zwei Kanonen, eine Haubitze und zwei Caissons in Château-d'Oex in einen „Schopf“ getan worden; innert 14 Tagen wären dort bei 1000 Mann versammelt. In Bern tauchte auch der Gedanke einer

<sup>117)</sup> Missivenbuch 6, S. 136. 30. Januar 1815.

bonapartistischen Verschwörung auf; das Oberamt Frutigen sollte das Wallis vor einer Verbindung Josephs mit Italien und einem Einfall über den Simplon warnen.

Das bestürzte Bern traf sofort seine Gegenmassregeln. Bereits am 10. rückten die Artillerie-Kompanien 1 und 2 und die Infanterie-Kompanie 31 ein. Die Auszügler von Interlaken, Zweisimmen, Nidau, Aarberg, Langenthal, Wangen und Huttwil wurden auf Pikett gestellt. Effinger von Kiesen wurde wieder zum Stadtkommandanten ernannt; die Oberstleutnants Stettler und Grafenried von Sumiswald begaben sich nach Aarwangen und ins Oberland, Grafenried mit dem Auftrage, gegen Rougemont zu rekognoszieren.<sup>118)</sup> Die Infanterie-Kompanie 2 besetzte Aarberg zur Verteidigung der dortigen Brücke, und Laupen. Sie hatten einen ersten Vorstoss gegen Solothurn aufzuhalten. Nach Burgdorf, dem „Zwischenpunkt“ von Solothurn und Aargau, wurde die Artillerie-Kompanie 4 gelegt; Infanterie-Kompanie 4 marschierte mit vier Zweipfündern und dreissig Patronen pro Mann ins Simmental. Am 15. verteilte das Zeughaus tausend Gewehre zur Bewaffnung der Landwehr an die Oberämter. Die beiden Dragoner-Kompanien hatten marschfertig zu sein. Am 20. trafen in Bern 1400 neue Pallisaden ein. Ins Schloss Nidau gingen 400 Gewehre und 24,000 Patronen. Man bot der Regierung Scharfschützen-Freikorps an. Das Gesamtaufgebot erreichte die ungewöhnlich hohe Zahl von 1050 Mann. So ernst nahm man die Sache in Bern.

Der Kriegslärm verbreitete sich auch über Freiburg und Solothurn. Auf der andern Seite schickte sich der Aargau an, seinen Bundesgenossen zu sekundieren. Da trat aber doch einmal die Tagsatzung dazwischen.

---

<sup>118)</sup> Sigmund Rudolf v. Grafenried (1780—1857), Oberstleutnant und Chef des 4. Bat., ehem. Offizier des Regt. Rovéréa 1799, im Rat der Zweihundert 1814, Oberamtmann von Fraubrunnen 1821.

Am 11. nachmittags erhielt Fischer durch einen Eilboten von Bern die erste Kunde von dem drohenden Gewitter. Er besprach sich sofort mit dem Tagsatzungspräsidenten Bürgermeister Wyss von Zürich, zögerte aber wegen Mangels an sichern Daten, schon jetzt die Tagsatzung einzuberufen.<sup>119)</sup> Er trug sich mit dem Gedanken, in der Sitzung selber „von der Prahlerei des Herrn Monod mit seiner Ehre Gebrauch zu machen“, d. h. ihn gehörig zur Rede zu stellen. Er hatte noch eine Unterredung mit dem französischen Gesandten Talleyrand, der ihn „seines sehr tätigen Anteils im Falle eines Ausbruchs“ versicherte. Den Geschäftsträger der Bourbonen schienen namentlich die Umtriebe des Exkönigs Joseph zu beunruhigen. Vor allem aber ergriff der Franzose begierig die Gelegenheit, um die traditionelle Führerrolle seines Landes wieder aufzunehmen; er verkündete dies der Welt in einer ziemlich plumpen Note an die Tagsatzung, der man die Hast des Sicheinmischens nur zu gut anmerkte. Was die Rüstungen, so las man da, denn bedeuten sollten, da die Unabhängigkeit der Schweiz doch von Frankreich und den übrigen Mächten Europas zugesichert sei? Die Note rief in der nach dem Wunsche Fischers auf den 13. einberufenen Tagsatzung „ziemlich allgemein eine unangenehme Wirkung“ hervor. Sie drohte Bern zu kompromittieren. Höhnisch fragte Monod, warum man denn einen solchen Lärm schlage, als wenn die Waadtländer schon vor den Toren Berns ständen. Er bemühte sich, wie es seine Regierung bereits in einem Schreiben an Freiburg getan hatte, die Schuld auf Bern zu schieben: Man hätte dort im Zeughaus sehr eifrig gearbeitet, auch Waffenbestellungen aufgegeben; daraufhin habe man geglaubt, der Kongress gehe auseinander und es könnte einen „Stoss“ in der Schweiz geben; oder die

<sup>119)</sup> Man. III<sup>2</sup>, 178 f. Vergl. hauptsächlich Fischers Berichte aus Zürich v. 13. und 16. Februar.

Entscheidung sei für Bern ungünstig ausgefallen, und nun wolle dieses an das Waffenglück appellieren. — Monod hätte wissen können, dass die Dinge in Wien eher genteilig lagen. — Dann musste er seinem Aerger über die Correspondance secrète Luft machen: „Dans le même temps ou vomit dans le public un écrit incendiaire.“ Unglücklicherweise hatte Fischer sie auch gelesen. Er erwiderte ihm mit schneidendem Hohn, dass „wo Bern auf seinen Anhöhen Redouten angelegt habe, Losanen nicht in Gefahr gestanden sei, aus denselben beschossen zu werden, und wenn es Kanonen auf seine Wälle geführt habe, so habe es sich dafür nach keinem Plan von Losann umsehen müssen, so wenig als es nötig gewesen sei, mit fremden Militärs zu conventiculieren und abzureden, um die Schildwachen dabei aufzuführen...“ Das musste sitzen. Er fügte in einer Note vom 15. an die Minister hinzu, dass die Garnison in Bern während eines Jahres noch nie so gering gewesen. Wirklich war in Bern während des Januars nur die Kompanie König, am 24., eingerückt, während zu gleicher Zeit, also sogar gegen Monatsende, drei Kompanien entlassen worden waren (Kompanie Stämpfli am 20., Benteli am 24.). Die Flugschrift und die offenbare Verdrehung der Tatsachen durch Monod verfehlten denn auch ihre Wirkung nicht. „Mit dem Gang der Verhandlungen“ triumphierte Fischer, „ist es.. gar nicht übel gegangen; die Verteidigung des Herrn Monod war plump, leidenschaftlich und so schwach, als seine schlechte Sache es mit sich gab. Er redete selbst weit schlechter als gewöhnlich und schien sichtbar verlegen.“ Fast alle Stände machten gegen den seinigen Front, auch Zellweger trat lebhaft gegen ihn auf; Monod musste heftige Rüffel in Empfang nehmen: die Entschuldigungen seien durchaus ungenügend, warum denn Waadt, wenn sie doch von bernischen Rüstungen benachrichtigt worden sei, nicht früher der Tagsatzung Mittei-

lung gemacht hätte? Auch Muret konnte mit seinem „ausführlichen und giftigen Discours“, wie ihn Fischer grimmig bezeichnet, und worin er unter anderm die Absendung von Artillerie als gar nicht überflüssige Vorsicht darstellte, da ja alles Völkerrecht gegen die Waadt verletzt worden sei — wohl durch die *Correspondance secrète* — nicht durchdringen. Auf Antrag Zürichs erklärten fast alle Stände, dass der Angreifer die ganze Eidgenossenschaft gegen sich haben werde. Der masslose Schraut, der für Bern kaum noch viel übrig hatte, verstieg sich gar zu der leidenschaftlichen Aeusserung, Monod und seine Kollegen seien des Galgens würdige Verbrecher.

Darauf glätteten sich die Wogen. Der waadtländischen Regierung bemächtigte sich eine starke Ernüchterung. „*Nous n'avons que trop écrit. Pour s'en convaincre, il suffit de remarquer combien nos actions ont rapidement baissé depuis la publication des Lettres de Helvétus (v. Laharpe) et de la Correspondance secrète. Nous avons dès lors décliné à vue d'œil. Il aurait fallu se tenir coi, ne pas souffler, tâcher de n'être pas même aperçus. Au lieu de cela, nous aurons cru faire merveille de sonner à tous les moments l'alarme et le tocsin, d'aller continuellement rompre des lames...*“ So schrieb Pidou am 7. März an Monod.<sup>119a)</sup> Ein wichtiges Geständnis. Am 20. Februar riet Stettler, wieder abzurüsten. Im Aargau sei der Schrecken allgemein gewesen, die Berner kämen; jetzt sei alles wieder ruhig. Die aargauische Regierung hatte es jedenfalls besser gewusst. Nach der Darstellung Fischers in seinem Bericht vom 13. März schien man in Zürich zum mindesten schon Ende Januar auf dem Laufenden gewesen zu sein. Es wurde ihm von einer „hiesigen Magistratsperson“ anvertraut, man hätte von einem „Anschlag von Rüstungen in Waadt

<sup>119a)</sup> Vulliemin, Auguste Pidou, 1860, p. 247.

und Aargau“ Ende Januar die erste Spur gehabt. In Zürich hatte man ausgestreut, dass Bern mit den kleinen Kantonen gemeinschaftliche Sache machen werde, um vor dem Eintreffen des Wiener Entscheids die Neuen Kantone zu überfallen. Der aargauische Oberst Schmid hätte bei der Gelegenheit einmal der Sache „ein gutes Ende“ machen wollen. — Stettler fügte hinzu, dass die zusammengeströmten Freiwilligen nicht zu fürchten seien, es führe da jeder Krieg auf eigene Faust. Bereits vier Tage früher hatte v. Grafenried durch Spione festgestellt, dass weder in Bex noch in Vevey oder in Lausanne Truppen lägen, „ausser die allezeit daselbst liegenden Garnisonen, die sehr schwach sind“. So beschloss denn der Kriegsrat, die Truppen vorläufig auf 650 Mann zu reduzieren.

In Bern tat man es sicher mit Erleichterung. Verschiedene Vorkommnisse hatten gezeigt, dass man des Kriegslärms allmählich müde wurde. Am 9. Februar erwog der Geheime Rat, wie man den Artillerie-Hauptmann und Zeitungsredaktor Wyss, dessen Denkungsart anfange, nicht mehr mit der obrigkeitlichen übereinzustimmen, am besten zur Einreichung seiner Demission bewegen könnte. Auch über Professor Schnell war man erbost.<sup>120)</sup> Zu gleicher Zeit entdeckte man in dem Quincaillerieshändler Kinkelin einen waadtländischen Spionen, der mit Pidou in Korrespondenz stand. Die Gärung in der Stadt drohte sogar Offizierskreise anzustecken. Am 2. März beschäftigte sich der Kriegsrat mit dem Plan einer Kantine, da sich die einberufenen Offiziere an den billigsten Tischen in Wirtshäusern, Pintenschenken und Kaffeehäusern beköstigten, also an Orten, wo „der in seinen Urteilen minder geübte und durch solide Grundsätze weniger geschützte Landmann jeder Verführung preisgegeben ist... und nicht selten ein Opfer derselben wird“. Sogar in den obersten Behörden machte sich das Bedürf-

<sup>120)</sup> Man. III<sup>2</sup>, S. 178. Man. 21 (Kriegsrat).

nis nach einem Friedenszustand bemerkbar. Der Kleine Rat hatte sich seinerzeit, am 5. August 1814, vom Grossen Rat weitgehende Vollmachten für die Territorialstreitigkeiten und militärischen Rüstungen erteilen lassen. Jetzt, am 17. Februar 1815, wurde ein erneutes Verlängerungsgesuch für drei Monate und die Bewilligung eines Kredits von 100,000 £ mit 128 gegen 26 Stimmen abgelehnt. Ein Zeichen, dass man zu gesetzlichen Normen zurückkehren wollte. <sup>121)</sup>

Der ganze Kriegslärm vom Februar 1815 zeigt, wie sehr Volk und Regierungen unter der Kriegspsychose litten: Beunruhigende Nachrichten aus Wien veranlassen die Waadt zur Aufstellung eines Artillerieparkes; das aufgeschreckte Bern antwortet mit der Mobilisierung des sechsten Teils seiner Truppenmacht; der Lärm pflanzt sich fort auf Freiburg und Solothurn; auch der Aargau rüstet. Das Landvolk in der Waadt befürchtet einen Einfall der Berner; auch im Aargau verliert man den Kopf, während umgekehrt Bern die Feinde schon an seinen Grenzen glaubt. Grafenried hat uns einen Bericht über einen falschen Alarm in Vevey hinterlassen, der einen tiefen Blick in den krankhaften Zustand jener Jahre gewährt: <sup>122)</sup> Ein Spion befindet sich am 13. Februar in Vevey. als auf einmal „ein grosser Tumult entstand, die Trommeln wurden gerührt, Generalmarsch geschlagen, die Garnison trat unter die Waffen und der Oberstleutnant lief wie ein Besessener in den Strassen herum und tat kund, er habe soeben die Nachricht erhalten, die Berner seien im Anmarsch über Rougemont, und dieser Ort werde bereits besetzt sein, 500 Mann Berner Truppen lägen noch in Saanen. Die Bestürzung in Vivis war ausserordentlich, es war Wochenmarkt, alles lief aus-

<sup>121)</sup> Protokoll des Grossen Rates Nr. 3.

<sup>122)</sup> Akten des Kriegsrates Band XII, Bericht vom 16. Februar 1815 aus Saanen.

einander und nach Hause, die in den Reben beschäftigten Männer warfen ihre Hutten und Werkzeuge weg und liefen fort, solche mit Gewehr und Patronentaschen zu vertauschen... Ganz Lausanne kam auch in Aufruhr und es war ein Spektakel ohne Gleichen...“

Schwer kamen die aufgewühlten Leidenschaften zur Ruhe. Noch anfangs Mai wurde in Nyon von aargauischen Soldaten Bären an die Wand gesudelt und aufgehängt.<sup>123)</sup> Von Grafenried meldete unterm 15. April aus der Waadt: „Pour prouver combien les habitants de ce pays-ci sont mal disposés.. je dois ajouter à tant d'autres circonstances l'attaque faite cette nuit, contre une ordonnance de la Compagnie Tschiffeli envoyé à Nyon, qui fut assaillie par quatre individus et terrassée etc. etc.... A Aubonne on osa même dire en présence de Mr. Odet, aide-de-camp de Mr. Gady, à l'occasion d'un homme qu'on arrêta, qu'on devrait sonner le tocsin pour chasser les b(ougres) de Fribourgeois etc. etc. Ce propos n'eut point de suite.“

Und man sollte noch nicht zur Ruhe kommen. Kaum war in Bern ernsthaft mit der Abrüstung begonnen worden, so stellte eine Ordre vom 12. März die Offiziere sämtlicher 36 Kompanien auf Pikett und am 13. erging das sofortige Aufgebot an vier Infanterie-Bataillone. Die Kunde von der Landung Napoleons erschreckte das Land.

Für die Schweiz hatte sie wenigstens das Gute, dass die Kongressverhandlungen dadurch beschleunigt wurden. Am 20. März erfolgte die Unterzeichnung der *W i e n e r D e k l a r a t i o n*. Das Bistum Basel wurde als Entschädigung dem Kanton Bern zugewiesen. Die zu Schaden gekommenen Laudemienbesitzer erhielten ferner von der Waadt eine Entschädigung von 300,000 Franken. Damit war dem Streit ein Ende gesetzt.

---

<sup>123)</sup> Man. III<sup>5</sup>, S. 364.

In Bern erwog man noch einmal das Für und Wider. Zur Restitution der Bourbonen, so sagte man sich, sei auf alle Fälle die Hilfe Russlands nötig. Siegten die Alliierten, so bleibe dessen Einfluss ungeschwächt. Siegte Bonaparte, so würde Bern gewiss noch weit ungünstiger behandelt werden. Bei Verwerfung wäre überdies die Schweiz ohne Garantie der Verfassungen und der Grenzen, in diesen Zeiten ein Spielball der Mächte. Der gefährliche Augenblick erfordere die politische Vereinigung aller Stände in ein gemeinsames Band; die Rettung des ganzen Vaterlandes hänge davon ab. Die Regierung wusste sich wegen des Gebietsverlustes gegen ihre Nachfahren gerechtfertigt. So nahm man denn an, „im Gefühl der Wichtigkeit des Augenblicks, sowie des Mangels an Hoffnung einer bessern Zukunft.“

---